

Dabeim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang.

Ausgegeben am 1. Juni 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878.

1878. N. 35.

Elchanan, eine jüdische Papstfage.

Nach mündlicher Ueberslieferung erzählt von G. G. Händler.

Kabdruck verboten.
Jes. v. II. VL. 70.

(Schluß.)

Papst Gregor VII hatte es zur Erreichung seiner hochstrebenden Pläne für gut befunden, die eifrigsten und fähigsten seiner Anhänger an die verschiedenen Höfe der regierenden Fürsten Deutschlands und der in fürstlichem Range stehenden Prälaten zu senden, theils um sie diesen als Hofprediger und Beichtväter zuzutheilen, theils um sich durch sie als Legaten oder Nuntien vertreten zu lassen. Sie waren angewiesen, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln für die Begründung der Oberherrschaft des Statthalters Christi über Kaiser und König, so wie zur sonstigen Befestigung der Macht und des Ansehens des römischen Stuhles thätig zu sein. Unter diesen befand sich auch Elchanan, oder wie er jetzt hieß, Bischof Adam Desiderius, der seinem mächtigen Gönner und Beschützer mit Leib und Seele ergeben war. Durch eine besondere Fügung wurde ihm die Stadt Mainz als Wirkungskreis zugewiesen, wo er an dem Hof des damaligen Erzbischofs und Erzkanzlers des deutschen Reiches mit einer wichtigen Mission betraut ward.

Eines Tages, als Bischof Desiderius seinen täglichen Spaziergang in der Umgebung der Stadt machte, kam es ihm vor, als ob er die Gegend schon früher einmal wie in einem Traume gesehen hätte, und zwar unter Verhältnissen, die von den jetzigen himmelweit verschieden waren. Dunkle Erinnerungen tauchten geisterhaft vor seiner Seele auf, aber wie sehr er sich auch bestrebt, sie zu klären, sie lösten immer chaotisch in und durch einander. Nur eine Vorstellung hielt in diesem bunten Gewirre mehr und mehr Stand. Es kam ihm vor, als ob ihn ein inniges Band mit dem jüdischen Volke verknüpft hätte. Vergebens suchte er sich darüber Rechenschaft zu geben. Aber dieser ihm selbst unerklärliche Herzenszug nahm immer mehr zu, und gewann eine solche Macht über ihn, daß ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht ergriff, sich auf irgend eine Weise mit Juden in Verbindung zu setzen.

Wie sollte aber der hochgestellte Würdenträger dies bewerkstelligen?

Da trat ein Ereigniß ein, welches dazu angethan war, ihm den Weg zu bahnen. Als er einen Ausflug nach dem nahe gelegenen Städtchen Bingen machte, warf sich plötzlich ein alter jüdischer Rabbi vor seine Karosse hin; nur mit Mühe vermochte der Kutscher die Pferde anzuhalten, daß sie den Greis nicht mit ihren Hufen zermalmten. Die Umgebung des Bischofs wollte den alten Mann mit Gewalt entfernen, doch der Bischof winkte ihm näher zu treten, erkundigte sich leutselig nach seinem Begehren und fragte, warum er in dieser verzweifelten Weise seinen Wagen angehalten habe.

Der Greis, zu aufgeregt, um eine zusammenhängende Antwort zu geben, konnte nur die Worte: „Gnade! Erbarmen!“ hervorbringen und überreichte dem Bischof eine Bittschrift, die er in den Händen hielt. Dieser nahm sie und las sie sofort. Der Inhalt mußte ihn eigenthümlich bewegen, denn seine Gesichtsmuskeln zuckten, und ein Zug tiefer Rührung verbreitete sich über sein edles Antlitz. Das Gesuch des Rabbi enthielt eine recht traurige Geschichte. Er besaß eine einzige Tochter, ein blühendes Mädchen, und diese war ihm, als sie mit ihren Gefährtinnen vor dem Thore der Stadt spazieren ging, von einem der Ritter, welche ihre Raubnester in der Nähe des Rheines hatten, entrisen worden. Vergebens bot der unglückliche Vater ein für seine Vermögensverhältnisse hohes Lösegeld, vergebens wandte er sich an die kaiserlichen Beamten und an die Stadtbehörden um Hilfe. Was vermochten diese in jenen Zeiten des Faustrechts gegen solche Landesplagen, auch wenn sie den ersten Willen gehabt hätten, einem verachteten Juden beizustehen? Da hörte der verzweifelnde Vater von der Anwesenheit des fremden Bischofs, der in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Mainz sich durch seine Menschenfreundlichkeit einen guten Namen erworben hatte; auch hatte der Greis ihn einst in Mainz durch die Stadt fahren sehen und es auf seinem Angesichte gelesen, daß er bei ihm nicht vergebens Hilfe suchen würde. Er ließ sich daher eine Bittschrift anfertigen, welche

seine Leidensgeschichte erzählte, und nahm die Gelegenheit wahr, durch eine Verzweiflungsthat die Aufmerksamkeit des Mannes auf sich zu ziehen. Der Erfolg rechtfertigte sein Wagniß. Der Bischof reichte nach Beendigung des Durchlesens dem Rabbi die Hand, welche dieser tiefgerührt an seine Lippen führte, und versprach, daß er sich seiner Sache annehmen werde. Er hielt Wort. Durch seinen Einfluß am Hofe des Erzbischofs war er binnen kurzer Zeit im Stande, die Auslieferung der Jungfrau zu erlangen und sie ihrem Vater zuzustellen.

Diese Handlung gewann ihm die Herzen aller Juden. Die That des christlichen Bischofs ging von Mund zu Mund, und der Name des Bischofs wurde den späteren Geschlechtern als der eines Freundes Israels überliefert. Eine Zeit lang wurden Fürbitten für sein Wohlergehen in allen Synagogen veranstaltet.

Die Tochter des Rabbi kam sofort nach ihrer Befreiung in Begleitung ihres Vaters zu dem Bischof, um ihm zu danken. Wohlgefällig ruhte das Auge des jungen Prälaten auf den schönen Zügen der Jungfrau, die den Typus ihres Stammes in seinen edelsten Formen darstellten. Auf ihre schüchtern gesammelten Dankesworte erwiderte der Bischof in freundlicher Weise und, seines Amtes eingedenk, wies er sie auf den Messias Israels hin und äußerte den Wunsch, daß sie den Heiland der Welt anerkennen und den wahren Glauben annehmen möchte. Die Jungfrau wich einer bestimmten Antwort aus, indem sie ihre Dankesworte in noch nachdrücklicherer und wärmerer Weise, als sie es bei ihrer anfänglichen Verlegenheit gethan, wiederholte. Als aber der Bischof fortfuhr, ihr die Annahme der christlichen Religion eindringlicher zu empfehlen, da flammte eine Röthe der Scham und des Unwillens auf ihrem Antlitz auf, und die sonst so schüchterne Jungfrau fand den Muth, dem hohen Würdenträger ihre Weigerung unumwunden auszusprechen, indem sie ihre Gründe angab. Sie sprach zuerst mit Wärme und Begeisterung von dem hohen Alter und den Vorzügen ihres Glaubens, und dann, fahn zur Offensive übergehend, griff sie die Mängel der römischen Kirche schonungslos an und legte ihre Gebrechen an den Tag, besonders ihre Verfolgungssucht und ihren Bilderdienst. Und als der Bischof mit Unwillen das Gesicht wegwendete, warf sie sich ihm zu Füßen, und seine Knie umfassend rief sie mit tiefem Schmerz und von Thränen überströmend aus:

„O vergib, hoher Herr und edler Wohlthäter, daß ich mich von meinem Eifer weiter fortreißen ließ, als es sich ziemte Dir gegenüber! Wende Dein Antlitz nicht von Deiner Magd und entziehe ihr nicht Dein Wohlwollen, die gern bereit ist, ihr Leben, das Du vor Glend und Schande bewahrt hast, Dir als die niedrigste Deiner Magde zu weihen. Es lag nicht in meiner Absicht, Deinen Gefühlen nahezutreten, nicht Den zu beleidigen, für den ich gern meinen letzten Blutstropfen opfern würde. Ich wollte nicht gegen den Glauben reden, der sich in solchen edlen Werten, wie die Deinen es sind, offenbart, sondern nur gegen den, dessen bittere Früchte mein Volk seit Jahrhunderten gekostet hat. Handelt alle, die den Namen Jesu bekennen, wie Du, wer könnte sich gegen diesen Namen auflehnen oder sich seinem Einfluß entziehen? Was wir aber und unsere Väter bis jetzt von den Bekennern dieses Namens erfahren haben, ist wahrlich nur dazu geeignet, uns ihm immer mehr zu entfremden. Du allein, hoher und edler Herr, machst unter tausenden eine Ausnahme, und ich fühle es,“ fuhr sie, durch sein Schweigen kühner gemacht, mit Begeisterung fort, „ja eine innere Stimme sagt es mir, daß Du uns näher stehst, als alle anderen Deinesgleichen. Dein Name wird einst,“ fuhr sie mit immer steigender Erhobung fort, „unter Gottes Auserwählte gezählt werden, wenn das jetzt verachtete und in den Staub getretene Volk Gottes den Platz einnehmen wird, der ihm von dem Heiligen, ebenedeiet sei Er, bestimmt ist.“

Wohl hätte der Bischof ihr entgegen können, daß ihre Einwendungen gegen die Handlungsweise einzelner Christen, die Wahrheit der Thatfachen und der göttlich erhabenen Lehren des reinen Christenthums, wie sie im Evangelium enthalten sind, durchaus nicht herabsetzen können; wohl hätte er sie auf

die sich selbst für sein Volk opfernde Liebe des Heilands und die in ihm erfüllten Weissagungen von dem schuldlos Durchbohrten hinweisen können. Da er aber selbst, trotz seiner großen Gelehrsamkeit und seines von Natur edlen Gemüths von der reinen evangelischen Lehre selbst wenig wußte, obwohl er sie unbewußt übte, mußte er das Unhaltbare seines Standpunktes, der sich auf die Autorität der Kirche stützte, einigermaßen selbst einsehen, so daß er nur noch einige schwache Verjüde der Abwehr machte, welche wie stumpfe Pfeile wirkungslos abprallten.

Bald nach dieser merkwürdigen Unterredung riefen ihn wichtige Geschäfte nach Rom zurück, wo er bei den damaligen Zwistigkeiten zwischen dem Kaiser und dem Papste von diesem zur Mittelsperson wichtiger Verhandlungen ersehen war. Dort nahmen die Angelegenheiten seines Gönners Gregor VII ihn dermaßen in Anspruch, daß er den Rabbi, dessen Tochter und die Juden überhaupt aus dem Gesichtskreise verlor.

Der Streit zwischen Gregor VII und Heinrich IV nahm immer größere Dimensionen an, bis schließlich der Kaiser, von den Fürsten Deutschlands im Stich gelassen, nicht mehr im Stande war, dem hochmüthigen Priester die Spitze zu bieten, und seine tiefe Demüthigung mit der schimpflichen Tragikomödie auf dem Schlosse zu Canossa ihren vorläufigen Abschluß fand. Unser Desiderius soll als Kardinal-Staatssekretär an der Seite des Papstes gestanden haben, als Heinrich, nachdem er drei Tage lang im Büsserhände auf Einlaß hatte warten müssen, endlich halberbarrt vor Kälte dem Nachfolger Petri, dem „Knechte aller Knechte“, zu Füßen fallen mußte, um vom Kirchenbanne befreit zu werden.

Doch der Rückschlag sollte bald folgen. Die zu hoch gespannte Saite mußte springen. Das übermüthige Gebahren des Statthalters Christi hatte den Fürsten Deutschlands über die gemeinliche Gefahr die Augen geöffnet. Den Uebergriffen des römischen Pontifex mußte nun jeden Preis Einhalt gethan werden; dies sahen sie klar ein. Der Sieg Gregors über den Kaiser, den er bis aufs äußerste ausgebeutet, verschaffte dem Kaiser wieder Anhänger unter den Fürsten, die über die Behandlungsweise, die ihm widerfuhr, empört waren, so daß er dann seinerseits den Papst züchtigen und ihm die Schmach, die er ihm angethan, heimzahlen konnte. Er legte Gregor ab und berief einen andern Papst, Clemens III, auf den Stuhl Petri, und der hochmüthige Mann, vor dem sich alles hatte beugen müssen, mußte seine Tage im Exil beschließen, wo er, seinen geistlichen Hochmuth selbst im Tode bewahrend und der Sache, für die er lebte und kämpfte, bis zum letzten Athemzug getreu, mit den Worten: „Dilexi justitiam, et odi iniquitatem; propterea morior in exilio.“ (Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Böse gehaßt; deshalb sterbe ich in der Verbannung) seinen Geist aushauchte.

Aus dem Conclave, welches die Partei des Papstes nach dem Tode Gregors abhielt, ging der Cardinal Adam Desiderius, „als der erwählte Nachfolger Petri“ unter dem Namen Viktor III hervor. Er behauptete sich auch eine Zeit lang gegen den Gegenpapst Clemens III, aber die Hoffnung der Curie, daß er, auf den der Mantel jenes großen Kampfes für das Patrimonium Petri gefallen war, auch im Geiste desselben das Werk weiter führen, und die Unterwerfung der weltlichen Macht unter die der Kirche vollenden werde, sollte eine arge Täuschung erweisen; denn Victor III, obwohl früher ein eifriger Anhänger Gregors, zeigte, seitdem er Papst geworden, keine Neigung, in die Fußstapfen seines Vorgängers zu treten. So lange Gregor lebte, hatte er aus persönlicher Anhänglichkeit die hochstrebenden Pläne seines Gönners mit allen seinen Gaben und Kräften eifrig gefördert und unterstützt. Mit dem Tode seines Beschützers jedoch schwand sein Interesse an den von seinem Vorgänger angeknüpften Verbindungen und Machinationen, er führte sie nur insoweit fort, als es nöthig war, um sich auf dem päpstlichen Stuhle zu behaupten.

Obwohl an dem Ziele angelangt, welches von allen, die sich der Kirche weihen, als das höchste betrachtet wird, und eine Stellung einnehmend, in der er von Königen und Fürsten umworben ward, fand er in seinem Innern doch keine rechte

Befriedigung. Als seine amtlichen Anstrengungen sich verminderten, erwachten wieder die früheren Erinnerungen. Die dunkle Zeit seiner Kindheit, die wie ein Nebelbild vor seinem Geiste auftauchte, so wie die einst vernommenen Worte der begeisterten jüdischen Jungfrau ließen ihm keine Ruhe. Ein unwiderstehlicher Trieb, der ihn immer von neuem zu dem von aller Welt verachteten jüdischen Volke hinzog, bedeutete ihm, daß er bei jenem Volke allein den Schlüssel zu dem Räthsel seines Doppelwehens finden werde.

Konnte aber schon früher der Bischof in Mainz dies nicht gut bewerkstelligen, wie viel weniger der höchstgestellte heilige Vater, den zu allen Zeiten ein Gefolge von Karдинаlen und anderen Würdenträgern, wie ein Schwarm von Priestern und Mönchen umgab?

Als er noch darüber grübelte und auf einen Ausweg sann, da wird ihm eines Tages gemeldet, daß ein Mönch aus Deutschland sich in einer wichtigen Angelegenheit Audienz bei ihm erbitte. Als dieser vorgelassen wird, entdeckt er dem Papste, was er einst unter dem Siegel des Geheimnisses erfahren, nämlich, daß er, der jetzige Nachfolger Christi, von jüdischen Eltern aus der Stadt Mainz herstamme. Der greise Mönch war zur Zeit, als Nam Desiderius das Seminar zu Würzburg besuchte, als Lehrer dazwischen gestellt, und hatte von dem Vorsteher der Anstalt kurz vor dessen Tode erfahren, daß der damals vielversprechende Zögling der Sohn eines berühmten Rabbi zu Mainz sei. Weiteres aber wußte auch der Mönch nicht mitzutheilen, da der einzige, der darüber Aufschluß hätte geben können, Vater Ambrosius, längst verstorben war. Der Papst aber beschloß, diese Spur weiter zu verfolgen, und versiel endlich auf folgendes Mittel. Er ließ durch den Erzbischof von Mainz an die Judengemeinde dieser Stadt, „eine der ältesten, und wegen der gelehrten Rabbis, die seit Jahrhunderten an ihrer Spitze standen, berühmtesten in Deutschland“, die Aufforderung ergehen, sie möchten aus ihrer Mitte eine Deputation nach Rom entsenden, um dort mit einigen christlichen Theologen, die der Papst bestimmen werde, eine Disputation „über die Unterschiede zwischen der jüdischen und der christlichen Religion“ abzuhalten. Solche Aufforderungen waren damals in Italien, Spanien und andernwärts nichts Ungewöhnliches. Dennoch erregte diese plötzliche Aufforderung bei den Juden Besorgniß. Denn gar oft war eine solche Aufforderung bloß eine Falle und ein Vorläufer von allerlei Schlimmem. Und da zumal solche Religionsgespräche auch in den besten Fällen, wenn sie nicht mit ganz besonderer Vorsicht und großem Takte von Seiten der Juden geleitet wurden, mit verhängnisvollen Folgen drohten, mußten die Juden in der Wahl ihrer Vertreter äußerst vorsichtig sein. Sie wählten immer die weisesten und bewährtesten ihrer Rabbis und zwar solche, die auch mit weltlichen Kenntnissen ausgerüstet waren. Von christlicher Seite ging man oft nicht mit gehöriger Klugheit zu Werke. Manchmal waren die Vertreter des Christenthums junge theologische Heißsporne oder eben erst übergetretene Konvertiten, die ihres jüdischen Wissens halber sich dieser Aufgabe gewachsen hielten. Es geschah nicht selten, daß diese bei der Gewandtheit ihrer Gegner den kürzeren zogen, und dann in Hitze gerathend, ihre gute Sache durch beleidigende Ausfälle und Schmähungen vollends zu Grunde richteten, indem sie die Juden dem wahren Glauben, den sie so schlecht verteidigten, immer mehr entfremdeten. Diesmal aber sollten die Juden es mit einem gewandten und nicht unerfahrenen Gegner zu thun haben — mit dem Papste selbst.

Wie dieser es vorausgesehen zu haben schien, wurde der greise Rabbi Simeon der Große von Seiten der Juden dazu ausersehen, den Kampf aufzunehmen, und zwei jüngere aber sehr tüchtige jüdische Gelehrte waren ihm als Beistand beigegeben. In allen Synagogen aber wurden, wie es immer in solchen Fällen geschah, Fasten und Gebete angeordnet, daß der Gott Israels der Sache einen guten Ausgang verleihen und alle schlimmen Folgen in Gnaden abwenden möge.

Als die Deputirten in Rom anlangten, wurden sie von dem Papste freundlich aufgenommen. Er ließ ihnen in seinem eigenen Palaste eine Wohnung anweisen und stellte ihnen eine

Anzahl jüdischer Diener zur Verfügung, gab auch Befehl, daß ihren niemand in der Beobachtung ihrer rituellen Gebräuche hinderlich sein sollte. Nachdem sie von den Strapazen der Reise sich erholt hatten, ließ der Papst den Rabbi Simeon allein zu sich beiseiden. Er unterhielt sich mit ihm aufs leutseligste, und richtete an ihn allerlei Fragen über seine häuslichen Verhältnisse. Die Antwort des Rabbi lautete ähnlich wie die des Patriarchen Jakob an Pharao. Er erzählte die mannigfachen Schicksalschläge, die ihn betroffen, unter anderem das Schwere, was ihm zugestoßen — das unerklärliche Verschwinden seines einzigen hoffnungsreichen Kindes. Die Vermuthung, daß niemand anders als er selbst dieser verschwundene Sohn sei, gewann beim Papste immer mehr an Wahrscheinlichkeit, und diese steigerte sich fast zur Gewißheit, als der Rabbi ihm noch manches Einzelne über die Begebenheit mittheilte. Doch ließ er sich vorläufig nichts davon merken.

Er ging zunächst auf die Angelegenheit über, wegen welcher er den Rabbi zu sich entboten hatte. Der Rabbi hätte gern sich seine beiden Gehilfen zur Seite gewünscht, und suchte einem religiösen Gespräch auszuweichen, doch als der Papst ihn versicherte, daß es nur eine vorläufige Privatunterhaltung sein sollte, fügte sich Rabbi Simeon. Der Papst führte alle Streitkräfte seiner Gelehrsamkeit ins Feld und setzte den Rabbi durch sein vielfältiges Wissen, wie durch seinen Scharfsinn in Erstaunen, während er ihm zugleich durch die liebevolle Weise, mit der er ihn während des ganzen Gesprächs behandelte, und die sanfte eindringliche Beredsamkeit, die er anwandte, um ihn für die Kirche zu gewinnen, das Herz bewegte. Der Rabbi fühlte sich wie noch nie zuvor in die Enge getrieben. Weil aber sein Gegner zu sehr in den Kirchentrabitionen und Heiligenlegenden besangen, und um so weniger in der heiligen Schrift begründet war, gelang es dem alten erfahrenen Rabbi, die Blößen, die er sich gab, zu erpähnen und die Keile seiner Logik hineinzutreiben. Er widerlegte die mangelhaften Beweisführungen, und schließlich mußten des Papstes scholastische Argumente vor der schneidigen Kritik und sogar der satirischen Länge des kühn gewordenen Rabbi die Segel streichen.

Der Papst brach die Unterhaltung ab unter dem Vorgeben, daß sie beide der Erholung bedürften, um sie, wie er sagte, am folgenden Tage wieder aufzunehmen. Inzwischen forderte er den Rabbi auf, eine Partie Schach mit ihm zu spielen. Auch hierin waren die beiden Gegner einander ziemlich gewachsen; doch auch hier schien es, als ob die Ueberlegenheit des Rabbi schließlich den Sieg davon tragen werde, denn er hatte mit meisterhafter Taktik seines Gegners rechten Flügel so eingeengt, daß er, um sich Luft zu verschaffen, eine wichtige Figur darangeben mußte; aber, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, that der Papst einen Zug, der den Stand der Partie vollkommen änderte und in wenigen Zügen den Sieg, den der Rabbi schon in Händen zu haben glaubte, in eine vollständige Niederlage verwandelte. Der Rabbi sprang auf, taumelte hin und her und brach schier zusammen. Bleich, sprachlos und am ganzen Leibe zitternd stand er dem Papste gegenüber; auch dieser schwieg in Ahnung des Kommenden — endlich schrie der Greis, in einen Thränenstrom ausbrechend:

„Mein Sohn! Mein Sohn! Mein lang verlorener, tief beklagter Sohn Elhanan! Du bist es und kein anderer. An diesem Schachzuge erkenne ich Dich; denn ich selbst habe ihn Dich als Kind gelehrt. O, daß ich Dich hier erblicken muß!“

Hier stockte seine Stimme. Auch der Papst stand überwältigt da und brachte kein Wort über seine Lippen. Wie auf Verabredung fielen sie sich um den Hals und weinten. Eine halbe Stunde ungefähr wurde nichts gehört als ihr Schluchzen. Endlich fand der Rabbi die Sprache wieder. Mit aller Beredsamkeit eines um die Seele des geliebten Kindes ringenden Vaters stürmte er auf den tief erschütterten Sohn ein. Er schilderte ihm mit flammenden Zügen die teuflische Bosheit und Heimtücke, durch die er den elterlichen Armen entrissen worden sei, und die Mittel, welche angewandt worden, um ihn dem Glauben seiner Väter zu entfremden. Die erwachenden Erinnerungen des Papstes bestätigten des Vaters

Worte; der Schleier war nun zerrissen, aufgerollt stand die Vergangenheit mit allen ihren Einzelheiten vor ihm. Er sah wieder vor sich das Vaterhaus in der engen Gasse, die treuen Eltern, wie sie ihn mit ihrer zärtlichen Liebe hüteten, die weihewollen Feste, die er als Kind mit ihnen feierte. Er erblickte sich auf dem Wege zum Kloster, den fremden Mann, der ihm entgegenkam, seine anfängliche Freundlichkeit und seine spätere hartherzige Unerbittlichkeit. Immer feurriger und gewaltiger drang der Vater in ihn ein: er stellte ihm die Art und Weise vor, wie Rom seine Tyrannei und Herrschsucht geltend mache, und mit welchem Haß und welcher Grausamkeit es alle Andersdenkenden verfolge. Er fragte ihn, ob er es ansehen könnte, wie die Kirche mit dem Volke verfare, aus dem er entsprossen, und ob er annehmen könne, daß dies die Religion der Liebe sei, wie sie sich dessen brüste. Er sprach dann mit Begeisterung von den Vorrechten und Vorzügen seiner Nation, von ihrer göttlichen Wahl und ihrem vormaligen Glanze, von ihrer Standhaftigkeit und Ergebung in Leiden und Verfolgungen, von der Treue gegen den Gott ihrer Väter, welche sie ihm unter den blutigsten Märtern, die sie von den Christen zu erdulden hatte, bewahrte. Er sprach von ihrer hohen Sittlichkeit, von ihrem Mitgefühl und ihrer Wohlthätigkeit besonders ihren Brüdern gegenüber, von ihren häuslichen Tugenden und ihrem musterhaften Familienleben, kurz von allen den schönen Eigenschaften, die man ihnen nicht absprechen kann. Dies wirkte. Die Kindesliebe war schon erwacht und loberte nun hell auf; die Volksliebe machte ihre Rechte geltend und brach den Nest des Widerstandes, der noch in des Papstes Herzen sich entgegenstemmte. Der allein auf die Autorität der Kirche gegründete Scholastiker wich dem Sohne und Patrioten. Elchanan war wieder für das Judenthum gewonnen.

Er beschloß seiner hohen Stellung zu entsagen, sein Amt heimlich zu verlassen und den Rest seiner Tage unbekannt unter den Seinigen zu verbringen. Es wurde nun verabredet, wie er — unter allen Menschen der Beobachtete — seine Flucht bewerkstelligen sollte, und nicht lange darauf wurde der Plan ausgeführt. Als Bauer verkleidet, verließ Papst Victor III den Vatican, um nimmer dahin zurückzulehren, und ließ Clemens im ungestörten Besitze des päpstlichen Stuhls. Sein Verschwinden verursachte wohl eine Zeit lang Aufsehen; aber die Annahme, daß ein Papst freiwillig seine Stellung verlassen könne, lag begreiflicher Weise so fern von den Ansichten aller, daß man sich vielmehr der Vermuthung hingab, die Gegenpartei habe ihn irgendwie bei Seite geschafft.

Fast um dieselbe Zeit mit dem Verschwinden des Papstes erschien im Hause des Rabbi Simeon zu Mainz ein Mann in ärmlicher Kleidung. Niemand wußte, woher er gekommen; niemand erfuhr je, wer er war, nicht einmal die vornehmsten Glieder der Gemeinde; denn die Gefahr, die der Gemeinde zu Mainz nicht allein, sondern dem ganzen jüdischen Volke bevorstand, wenn es entdeckt worden wäre, daß der ehemalige Papst sich als Abtrünniger in ihrer Mitte befinde, war so groß, als daß man es wagen durfte, irgend jemand in das Geheimniß zu ziehen.

Nur eine einzige außer dem Rabbi wußte darum. Dies war eine Frau in mittleren Jahren mit Spuren früherer Schönheit, welche seit einer Reihe von Jahren als Wittve still und eingezogen in der Gemeinde lebte und wegen ihrer Frömmigkeit und ihrer in aller Stille betriebenen Werke der Barmherzigkeit bei allen in größter Achtung stand. Sie trat einige Zeit nach dem Erscheinen des fremden Mannes in das Haus des Rabbi Simeon als neues Mitglied desselben ein. In aller Stille wurde sie vom Rabbi selbst dem fremden Manne, seinem Sohne, angetraut. Es war dies keine andere, als jene einst vom Bischof aus der Gefangenschaft befreite Jungfrau. Tag und Nacht lag nun Elchanan in Gesellschaft seines Vaters dem Studium des Gesetzes ob, und bald machte er darin so große Fortschritte, daß er nächst dem Rabbi Simeon für den Gelehrtesten in der Gemeinde galt.

Als Rabbi Simeon bald darauf zu seinen Vätern einging, fiel die Wahl der Gemeinde auf den vermeintlich fremden Mann als seinen Nachfolger. Doch dieser lehnte aus dem

Grunde, daß er des Amtes unwürdig sei, die Wahl mit Entschiedenheit ab, versprach aber auf allgemeines Drängen, dem neuen Rabbiner mit seinem Rathe in allem beizustehen.

Um das Andenken seines Sohnes und dessen merkwürdiges Schicksal der Nachwelt zu bewahren, hatte Rabbi Simeon kurz vor seinem Tode, welcher drei Tage vor dem Ausbruch der Judenverfolgung durch die ersten Kreuzfahrer erfolgt sein soll, ein Synagogengebet verfaßt, welches er den deutschen Gemeinden für ihre Gottesdienste an den höchsten Festtagen empfahl, und worin der Name seines Sohnes Elchanan sowohl als der Name Adam, den er als Christ getragen hatte, in der Form eines Arostichons sich befindet.

Nicht lange jedoch war es Elchanan beschieden, sich der Ruhe der Zurückgezogenheit zu erfreuen. Wie er einst auf der höchsten Stufe der Ehre und des Ansehens gestanden, so mußte er jetzt den Kelch der Erniedrigung und des Leidens bis auf die Hefe leeren. Es sollte sich erfüllen, was einst sein Vater in einem Augenblicke der Begeisterung ihm vorher verkündigt hatte. Als der Kaiser Urban II durch Europa erscholl, welcher die Christenheit zum Kampfe gegen die Ungläubigen und zur Wiedereroberung des heiligen Grabes aufforderte, da erfaßte der fanatische Taumel nicht allein Fürsten und Ritter, sondern auch Bürger und Handwerksmann. Zu diesen gesellten sich bald viele aus dem Pöbel, ja der niedrigste Abschaum der Menschheit, dem es nur darum zu thun war, seine Habgucht und Raubgier zu befriedigen. Anstatt tauende von Meilen unter Mühseligkeiten und Gefahren über Land und Meer zu ziehen, fielen sie lieber über das wehrlose Volk der Juden her und plünderten ihre Habe, von räuberischen Priestern und fanatischen Mönchen angestachelt und ermutigt.

Die Juden widerstanden, wie sich erwarten ließ, dieser Aufforderung, und unter Elchanan war einer der ersten, der die Gemeinden Deutschlands zum Widerstande anfeuernte. Er ermahnte sie, fest zu ihrem Glauben zu stehen, jede derartige Zumuthung zurückzuweisen und sich überhaupt in keinerlei Weise an einer Sache zu betheiligen, die nicht nur an und für sich wahnwichtig sei, sondern die auch ihren Brüdern im heiligen Lande Gefahr und Verderben zu bringen drohe. Er ließ es dabei aber nicht bewenden, sondern schrieb eine lateinische Abhandlung, worin er die Gründe, welche für die Kreuzzüge angeführt wurden, in schlagender Weise widerlegte und auf das Schriftwidrige dieses Unternehmens hinwies. Er ging noch weiter. Er hielt auf öffentlichem Markte eine Rede, in welcher er furchtlos gegen die allgemeine Verblendung Zeugniß ablegte.

So viel Kühnheit von Seiten eines Juden sollte nicht ungestraft bleiben. Er wurde als Aufwiegler gegen den Papst und Verächter der Kirche in den Kerker geworfen. Später, da der Verdacht austauchte, daß er ein Abtrünniger von der christlichen Religion sei, und er dieser Beschuldigung nicht widersprach, wurde er zum Feuertode verurtheilt, welcher auch bald an ihm vollstreckt wurde.

Als die Flamme um ihn aufloderte, stimmte er mit lauter Stimme und frohem Gemüthe ein Loblied an; dann riß er sein Gewand auf, und da soll er, wie die Sage erzählt, den Umstehenden das rothe Kreuz gezeigt haben, welches ihm als Papst auf die Brust eingedrückt worden war.

„Seht!“ rief er ihnen mit Aufbietung der letzten Kräfte zu, „sehet, was ich einst unter Euch war! Erkennt Ihr an diesem Zeichen das einstmalige Oberhaupt Eures falschen Glaubens und Eurer bluttriefenden Kirche? Seht, ich zog es vor, mit dem von Euch verachteten und verfolgten Volke Gottes zu leiden und zu sterben, als Eurer Lügenreligion weiter vorzustehen. Ich will lieber der Letzte sein unter meinem Volke, als der Erste unter Euch! Ich bin ein Jude und sterbe als ein Jude. Höre, Israel, Jehova unser Gott ist ein einziger Gott!“ Mit diesen Worten gab er seinen Geist auf, und bald ward sein Leib eine Beute der Flammen.

So starb Elchanan, Rabbi Simeon des Großen Sohn, der den Stuhl Petri mehrere Jahre als Papst Victor III inne hatte und dann zum Glauben seiner Väter zurückkehrte. Dies geschah im Jahre des Heils 1096 und 4856 nach Erschaffung der Welt nach jüdischer Zeitrechnung.



Originalzeichnung von Julius Geary.

Der letzte Schmuck.

Zu den schönsten erwärmdsten Sagen, die uns aus der großen Zeit der Freiheitskriege erhalten sind, gehört die rührende Erzählung von jenem Fräulein von Schmettau, das in höchster Begeisterung die eigenen Haarflechten auf dem Altare des Vaterlandes niederlegte. Die That war groß und edel, und sie wird dadurch in ihrem Werthe nicht herabgesetzt, daß schon mancher künstliche Haarschmuck unter weniger erhebenden Antrieben und in aller Stille von einem liebenden Herzen geopfert wurde.

Einen solchen Fall stellt unser Bild dar. Harte Schicksalschläge haben die Mutter erst verarmen lassen, sie dann auf das Krankenlager

geworfen. Allmählich sind erst die letzten Mittel aufgezehrt worden, ist dann ein Schmuck nach dem anderen, ein entbehrlicher Gegenstand nach dem anderen in das Leihhaus gewandert — auf Kummerwiedersehen. Aber die Krankheit hört nicht auf, und keine Hilfe naht. Da opfert die Tochter den letzten, den schönsten Schmuck. Die modrige Stube des Wucherers erfüllt sie mit Widerwillen, sie schaudert zurück vor den mit der Scheere bewaffneten Händen der Negäre, aber die Liebe, die ihr die Kraft gab, den Entschluß zu fassen, läßt sie auch dieses ertragen. Diese Liebe wird nicht unbelohnt bleiben. Sie wird nicht verlassen werden von Dem, der selbst die Liebe ist.

Von Marie Calm.

Unsere Touristen beklagen sich, daß das Reisen mehr und mehr seinen Hauptreiz: Neues zu sehen und zu erleben, verliert. Wohin man auch innerhalb unseres Welttheils die Schritte lenkt, man wird immer an Ben Neba und sein „alles schon dagewesen“ erinnert. Aber Rußland macht, oder machte doch zur Zeit meines Dortseins eine Ausnahme von dieser Regel, und besonders auf einem kleinen Ausfluge, den ich von Moskau aus unternahm, trat mir des Neuen, Ungewöhnlichen so viel entgegen, daß der Ausdruck mir oft in den Sinn und auch wohl über die Lippen kam: „Bei uns in Europa ist das anders!“ Ich konnte mich gar nicht überzeugen, daß ich noch in Europa weilte!

Es war im Sommer 1866, als Herr von L... mich ein- lud, einige Wochen auf seinem fünfzig Werst von Moskau entfernten Landgute zuzubringen. Seine Frau befand sich schon seit mehreren Monaten dort, und da Herr von L..., dessen Berufsgeschäfte ihm nicht erlaubten, die Stadt auf lange Zeit zu verlassen, für einige Tage dorthin reiste, so bot er mir an, mit ihm zu fahren. Mir war es sehr angenehm, den kleinen Ausflug im Wagen zu machen, statt mit der Eisenbahn, die ich bis auf eine Stunde von dem Gute hätte benutzen können, und so fuhren wir an einem schönen Julimorgen um fünf Uhr früh von Moskau ab.

Unser Fuhrwerk war eine sogenannte Telege, das heißt ein Wagen ohne Springsfedern, wie man solche gewöhnlich zu Landfahrten benutzt; doch hatte mein Begleiter die unermüdlichen Stöße dieser Art von Transportmittel möglichst durch eine Menge Kissen zu lindern gesucht, die allerdings ihren Zweck nach Kräften erfüllten, uns aber die Hitze des Tages noch fühlbarer machten. Der Wagen wurde von drei kräftigen Pferden gezogen, von denen das mittlere eine Glode trug, die an der Duga, einem hufeisenförmigen Holze, das sich über dem Halse des Thieres wölbt, befestigt war. Die Pferde sind sich dieser Auszeichnung ebenso wohl bewußt, wie die Kühe der Alpenherden, und den unsren schien es gar nicht recht zu sein, daß Iwan, der Kutischer, die Glode festband, um sie erst kurz vor dem Ziele unserer Reise wieder zu lösen.

Um acht Uhr erreichten wir ein kleines Dorf, Tschorne-Sloi, das zum Haltpunkte bestimmt war. Der Name heißt zu deutsch: „Schwarze Schicht“ und rührt her von den Torfgruben, welche sich in der Nähe befinden, doch kann man ihn auch mit: „Schwarzer Schmutz“ übersetzen, eine Benennung, die keiner weiteren Erklärung bedurfte, wenn man die Hütten und deren Bewohner ansah. Vor einer dieser Hütten, die größer, wenn auch nicht sauberer, als die übrigen war, hielten wir, und Herr von L... beehrte mich, daß dieses das Gasthaus sei, in dem wir unser Frühstück einnehmen wollten.

Durch einen dunkeln Gang, von dessen Ende her das Grollen eines Schweines mich begrüßte, gelangten wir in ein geräumiges viereckiges Zimmer, die Gaststube. Sie sah im ganzen besser aus, als ich erwartet hatte. Die eine Wand war zur Hälfte von einem enormen Ofen eingenommen, an den übrigen standen hölzerne Bänke, die am Tage zum Sitzen, in der Nacht als Schlafstätte dienen. Ein großer Tisch stand in der Mitte des Zimmers, und dazwischen hindurch trieben sich verschiedene zwei- und vierbeinige Geschöpfe herum, wie Hunde, Hühner und eine Anzahl halbnackter schmutziger Kinder, die sich schon unten um uns versammelt und uns bis hierher verfolgt hatten.

Mein Reisegefährte packte nun seine Vorräthe aus, die in gefalzener Zunge, gepreßtem Caviar und Käse bestanden, und bat die Wirthin, welche uns unter beständigen Verbeugungen ihre Dienste anbot, um einige Teller. Diese erfolgten auch bald; da ich aber unglücklicherweise durch die halb offene Thür gesehen, wie die Wirthin dieselben mit einem Tuche abgewischt hatte, das zu ganz anderen Zwecken gedient zu haben schien, so suchte ich, ohne diesen Luxus fertig zu werden.

Iwan wartete mittlerweile schon auf uns und ließ seine erfrischten Pferde tüchtig ausholen. Bald aber mußten wir die Chaussee verlassen und einen schlechten Seitenweg einschlagen,

der für die Thiere wie für uns selbst sehr beschwerlich war. Vergebens mahnte Herr von L... den Kutischer, langsamer zu fahren. Iwan, durch einen dreißigjährigen Dienst bei seinem nachsichtigen Herrn verwöhnt, war nun einmal entschlossen, das Gut vor der Mittagshitze zu erreichen und erwiderte auf alle Mahnungen „das, das!“ (ja, ja, Herr!), ohne sich sonst irren zu lassen. Mein Begleiter und ich stießen uns bald an den Seitenwänden des Wagens, bald aneinander, bis plötzlich eine heftige Erschütterung uns beiden einen Schrei entlockte. Der Wagen war gegen einen großen Stein angeprallt, das rechte Handpferd war gestürzt und blutete stark, während die andern beiden zitternd daneben standen.

Herr von L... stieg aus, die Wunde zu untersuchen.

„Siehst Du, Iwan, die Balinka hat sich eine Ader aufgefalten,“ sagte er zum Kutischer.

„Erlauben Sie, Gospodin, das ist nicht möglich,“ erwiderte Iwan mit großer Ruhe, „das Pferd ist erst kürzlich zur Ader gelassen worden, aber die Ader sah am Einbaden und nicht am Knie.“

Vergebens suchte ihm sein Herr begreiflich zu machen, daß Thiere wie Menschen mehr als eine Ader hätten; Iwan blieb dabei, die Ader befände sich am Einbaden und könne deshalb nicht am Knie sitzen. Inbes verband er die Wunde mit seinem Halstuche, so daß wir bald, wenn auch nur langsam, unsere Reise fortsetzen konnten.

Jetzt bog der Wagen in einen Waldweg ein, und Herr von L... sagte: „Hier sind wir auf meinem Grund und Boden.“

Das Gut bestand aus zwei Dörfern mit 120 Seelen — die Frauen wurden bekanntlich nicht mitgerechnet — und etwa viertausend Morgen Land. Mir schien das ein sehr bedeutendes Besitzthum zu sein, ich konnte mich aber bald überzeugen, daß der vierte Theil davon in Deutschland mehr Ertrag abwerfen würde, als hier bei der sehr mangelhaften Bebauung und unter den lässigen Händen der Bauern. Der größte Theil des Bodens bestand aus Wäldern und Wiesen; aber die ersteren waren verwildert und das Gras der letzteren verborrte oft ungemäht. Als ich Frau von L... auf ihre Klage hierüber, einmal vorschlug, eine Nähmaschine anzuschaffen, erwiderte sie, das würde das Volk nur noch sauler machen, wozu habe man denn die vielen Hände? Wenige Jahre später aber, nach Aufhebung der Leibeigenschaft, ließ Herr von L... sich doch eine solche Maschine kommen.

Es war zwölf Uhr, als wir das Wohnhaus erreichten. Auf einem Hügel gelegen, mit Wiesen vor der Front und einem hübschen Birkenwäldchen im Rücken, sah es recht freundlich aus, und erst als wir näher kamen, bemerkte ich, daß es sehr baufällig war. Frau von L... eine stattliche wohlkonservirte Dame, empfing mich mit all der Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit, welche die russische Gastfreundschaft — und wenn sie auch nur eine Dachkammer und ein Glas Thee zu bieten hätte — auszeichnet.

Hier war von einer Dachkammer nun nicht die Rede, im Gegentheil zeigte das weitläufig gebaute Haus großen Reichtum an Zimmern, wenn auch weniger an Möbeln. Durch eine ganze Reihe von größeren und kleineren Gemächern führte mich Frau von L... in dasjenige, welches sie für mich bestimmt hatte. Es war ein freundliches halbkreisförmiges Zimmer zu ebener Erde an der Rückseite des Hauses gelegen und mit einem Balkon versehen, der direkt in das Wäldchen führte. Um die Hälfte des Raumes lief ein niedriger Divan, von übereinander gelegten weißen Kissen gebildet; eine Kommode und ein Tisch vervollständigten das Ameublement.

„Ich hoffe, das Zimmer wird Ihnen gefallen,“ sagte Frau von L... „Das Wäldchen macht es recht schattig und kühl, so daß Sie nachts weniger von den Mücken zu leiden haben werden.“

Nachts? Ich sollte also hier schlafen? Etwas verwundert sah ich mich nach irgend einer Anstalt dazu um.

Meine Wirthin bemerkte es.

„Ah, Sie sind vielleicht gewohnt, in einem Bette zu schlafen?“ fragte sie.

Ich war im Begriff ihr zu antworten, daß das „bei uns

in Europa" allerdings Sitte sei, als mir wieder einfiel, daß ich mich wirklich nicht in Moskau, sondern noch in Europa befinde. Ich erwiderte also nur, daß ich allerdings gewohnt sei, in einem Bette zu schlafen, mich aber auch sehr gut ohne ein solches behelfen könne.

„O, wenn Sie es wünschen, kann ich Ihnen sechs Betten zur Verfügung stellen,“ entgegnete meine Wirthin. „Sie stehen alle oben auf dem Söller, aber es ist so unständlich, sie für die wenigen Monate aufschlagen zu lassen, und ohnehin schläft man im Sommer viel kühler auf einem Divan. Sehen Sie, Sie sagen Pawlinka nur, ob Sie gern hoch oder niedrig liegen; diese legt Ihnen zwei, drei Kissen, je nachdem, auf einander, diese spreitet darüber — und das Bett ist fertig. Nun aber ruhen Sie sich ein wenig aus, in einer halben Stunde erwarte ich Sie zum Frühstück hier nebenan im Eßsaal.“

Ich sah mir mein Zimmer etwas näher an. Es bot eine eigenthümliche Mischung von Eleganz und Verwahrlosung dar. Die Wände waren mit einer hübschen hellblauen Tapete bekleidet, aber durch eine zerbrochene Fensterscheibe — die man jetzt durch ein rahmenloses Bild verdeckt hatte — waren die Kränze in das Zimmer gedrungen, hatten die Tapete beschmutzt und zerrißen, und die schlimmsten Stellen waren mit Zeitungspapier angebesert worden. Vor den Fenstern und der Balconthür hingen reichgestickte Mullgardinen mit blauen Lambrequins darüber; aber Sonne und Staub hatten die ursprüngliche Farbe beider fast unkenntlich gemacht. Das Waschgeschloß bestand aus einem Becken und einer Wasserlauge von gediegenem, reich ciselirten Silber; aber als Toilette diente ein schlechter hölzerner Tisch, und was sonstige Requisiten, wie Seifenspäpchen, Wasserflasche oder Glas anbetrifft, so mußte ich ohne dieselben fertig werden.

Meine Entdeckungen wurden durch die Meldung unterbrochen, daß das Frühstück, d. h. das Gabelfrühstück, aufgetragen sei. Es bestand aus verschiedenen kalten Fleischspeisen, Eiern und einer Art von Spinat, der aber ohne Salz und ohne Fett gekocht war. Ich hielt mich an die zuerst genannten Schüsseln, meine Wirthin aber bereitete sich mit Hilfe des Spinats ein eigenthümliches Gericht, indem sie Pfeffer und Salz, Zwiebeln, Zucker, gepressten Kaviar und ein Glas des beliebten Getränkes „Quas“ genannt, dazu that. Sie versicherte mir, diese Speise bekäme sehr gut, und ich war gern bereit es zu glauben, ohne es an mir selbst zu versuchen.

Um vier Uhr wurde zu Mittag gepeist und zwar sehr gut und reichlich. Besonders schmackhaft fand ich eine Art Schwämme, die in der ganzen Umgegend wuchsen und welche der Koch trefflich zu bereiten verstand. Sie wurden nicht gekocht, sondern mit Pfeffer und Salz bestreut, in der Pfanne in frischer Butter gebacken. Nur eins störte mich bei den Mahlzeiten: die mangelhafte Sauberkeit des Geschirrs. Teller wie Messer und Gabeln trugen häufig noch die Spuren der letzten Mahlzeit an sich, und auf dem schönen silbernen Samowar konnte man seinen Namen schreiben. Meine Wirthin, sonst eine sehr elegante Dame, die mir einmal versicherte, sie habe nie einen Hut für weniger als 30 Rubel gekauft, schien das alles nicht zu sehen, und als ich einmal einen mit Staub bedeckten Teller abwuschte, ehe ich mir die Suppe darauf geben ließ, meinte die Dame lachend: „Durch solche Eigenheiten mache man nur sich und seinen Diensthofen das Leben schwer.“

Den übrigen wurde es sicherlich leicht genug gemacht. Wir beide — denn Herr von L. war schon nach zwei Tagen wieder abgereist — hatten zu unserer Bedienung: den Koch, den ernsthaften Diener Wassili, der das ganze Haus durch seine Pünktlichkeit beherrschte, und dem wir deshalb den Beinamen „le gouverneur“ gegeben; Pawlinka, das Kammermädchen, Palagia, die Küchenmagd und einen dreizehnjährigen Sohn Wassili's, Peteghe (Peterchen) genannt. Man sollte denken, daß fünf Diensthofen für zwei Personen hinreichend gewesen wären; dennoch fand ich die Bedienung sehr mangelhaft, da einer sich stets auf den andern verließ, und Arbeiten überhaupt nicht ihre Passion zu sein schien.

Das Kammermädchen sowie der kleine Peteghe waren mir zu meiner Bedienung zur Verfügung gestellt, doch machte ich

nur sehr bescheidene Ansprüche an sie. Pawlinka's Dienstleistungen beschränkten sich darauf, die Decke meines Bettes, die ich beim Aufstehen zurückgeworfen, wieder überzulegen, auch ziemlich alles, was man bei einem so einfachen Lager thun konnte, und sich jeden Morgen auf ihre Anfrage, ob sie mir beim Ankleiden behilflich sein könne, eine verneinende Antwort zu holen.

Peteghe, der dunkle Page, wie wir ihn wegen seiner dunkeln Hautfarbe nannten, hatte die Verpflichtung, mir zu dem kalten Bade, das ich bei der großen Hitze täglich nahm, zu verhelfen; aber obgleich er die Stunde genau wußte, konnte ich es doch selten erlangen, daß er das Gewünschte von selbst brachte. Da Schellenzüge an diesem, wie in den meisten russischen Häusern unbekannt waren, so mußte ich alsdann den Namen meines dienstbaren Geistes durch das ganze Haus erschallen lassen, worauf derselbe von jedem, der ihn vernahm, wiederholt wurde, bis der Chorus zu den Ohren des Vermissten gelangte. Das hielt jedoch oft schwer, da Peteghe von Natur nicht sehr thätig, jetzt in der heißen Jahreszeit den größten Theil des Tages schlafend zubrachte. Er hatte sich dazu ein besonderes Plätzchen unter einer Hecke angewählt, von wo ich ihn öfters holen ließ, wenn ich seiner bedurfte. Daß dies staubige Lager und der Sonnenbrand seinem Teint nicht sehr günstig waren, läßt sich denken, und ich erwartete, ihn mit der Zeit in einen vollständigen Mohren verwandelt zu sehen.

Zu meiner großen Verwunderung aber erschien er eines Tages mit ganz veränderter, ordentlich klarer Gesichtsfarbe. Ich fragte das gerade anwesende Kammermädchen, was er mit sich angefangen habe?

„Nun,“ erwiderte sie unbefangen, „er wird sich gewaschen haben, das thut er immer von Zeit zu Zeit.“

Da ich anfang, mich für den intelligenten Knaben zu interessieren, so machte ich meine Wirthin darauf aufmerksam, daß es doch schade sei, ihn so ganz ohne Unterricht aufwachsen zu lassen. Sie hatte augenscheinlich nie daran gedacht, gab mir aber vollkommen Recht und versprach dafür zu sorgen, daß er etwas lerne. Am folgenden Tage, von einem Spaziergange heimkehrend, fand ich den kleinen Burschen auf der Treppe vor dem Hause sitzen, ein großes Stück weißen Shirtings auf den Knien, durch das er vermittelt einer dicken Nadel einen Faden weißer Baumwolle zog. Daß Zeug wie Garn ihre ursprüngliche Farbe bereits verändert hatten, versteht sich von selbst. Bei näherer Besichtigung fand ich, daß er eine Reihe großer Löcher benähte — „cordouirte“, wie der Kunstausdruck lautet — und Frau von L. theilte mir triumphirend mit, daß sie Peteghe Arbeit gegeben habe: er solle ihr einen Unterrock sticken!

Ueberhaupt belehrte mich mein längeres Zusammensein mit Frau von L., daß diese Dame noch zu den Barinas (Landesbesitzerinnen) der guten alten Zeit gehörte, mit Ansichten und Eigenthümlichkeiten, wie sie selbst in Rußland noch selten zu finden sind. So hatte sie eine entschiedene Abneigung gegen alles Spazierengehen, die Straße anders als in einer Equipage zu passiren schien ihr unmöglich. Da der Arzt ihr aber Bewegung anempfohlen hatte, so verschaffte sie sich diese auf andere Weise. Sie kaufte sich eine große Drehorgel und ließ allabendlich den langen Diener Wassili hereintommen, sie zu spielen. Dieser besorgte sein Amt mit der ihm eigenen unzerstörbaren Ernsthaftigkeit, und Frau von L. tanzte dann mit eben so ernsthafter Miene und mit all der Grazie, die ihr eigen war, mütterleckenallein im Saal herum. Ich sah dabei und lachte, mußte aber doch zugeben, daß sie auf diesem etwas ungewöhnlichen Wege allerdings ihren Zweck erreichte.

Uebrigens spielte Frau von L. sehr gut Klavier, war im Sticken und Malen recht geschickt, und wußte ihre Zeit mit diesen Künsten, sowie mit der Lectüre französischer Romane ganz gut auszufüllen. Als Wirthin war sie von der größten Liebenswürdigkeit. Sie war stets freundlich, wenn ich mich zu ihr gesellte, ließ mir aber dabei volle Freiheit für meine eignen Beschäftigungen. So hatte ich sie herzlich lieb gewonnen, und schied nach mehrwöchentlichem Aufenthalte von ihr mit aufrichtigem Bedauern, das sich nicht verminderte, als ich mich nach kurzer Eisenbahnfahrt wieder in dem heißen, staubigen Moskau befand.

Es ist ein mißlich Ding um das Prophezeien! In der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 13. Juni 1865 sprach der Abgeordnete Dunder folgendermaßen: „Die heutige Periode wird vielleicht ungefähr so in der Geschichte verzeichnet stehen: Na, es war eine Zeit der Bergehung; die Mission des Ministerpräsidenten war wohl vorzugsweise, die Unhaltbarkeit der deutschen Verhältnisse in dem glänzendsten und schneidendsten Lichte zu zeigen. Aber ich glaube nicht, daß die künftige Geschichte ihn, den heutigen Ministerpräsidenten, unter die wahrhaftigen Gründer und Förderer des preussischen Staates in der fortschreitenden Entwicklung seiner wirklichen historischen Mission einzeichnen wird. Dazu gehen ihm jene Eigenschaften ab, welche ich mir vorhin zu schildern erlaube habe (die Macht der Begeisterung nämlich, welche die Gemüther leitet, und welche selbst eine widerwillige Volksvertretung sich unterthänig macht).“

Der das vorher sagte, ist kein unbedeutender Mensch und er war damals eine Leuchte der Fortschrittspartei. Und was ist aus seiner Prophezeiung geworden? Oder können wir etwa darüber noch nicht entscheiden, weil wir selbst noch der Gegenwart angehören? Bis zu einem gewissen Grade hat dieser Einwand seine Berechtigung. Eine erschöpfende gerechte Würdigung der Persönlichkeit des Fürsten Bismarck läßt sich heute noch nicht schreiben, wohl aber lassen sich gewisse Perioden seiner politischen Thätigkeit schon jetzt historisch und nicht nur zeitgeschichtlich würdigen, denn sie liegen endgültig hinter uns.

Das Material zu einer solchen Würdigung liefert uns nun ein überaus interessantes Werk von Ludwig Hahn: „Fürst Bismarck. Sein politisches Leben und Wirken urkundlich in Thatfachen und des Fürsten eigenen Rundgebungen dargestellt. (Berlin, Wilhelm Herz, 1878. 2 Bände.) Es ist das eine im höchsten Grade interessante Publikation. Hahn hat sich erfreulicher Weise nicht damit begnügt, nur die Reden und Depeschen zu veröffentlichen, nein, er bringt auch alles Material herbei, dessen wir bedürfen, um sie zu verstehen.

Wie interessant ist das Studium dieses Buches, wie unterrichtend! Es ist eine wahre Fundgrube der Belehrung für den Staatsmann, für den Volksvertreter, für den Publizisten, für den Geschichtsschreiber und für den Geschichtsfreund. Und das nach zwei Seiten hin. Einmal lernen wir in ihm die Entwicklung eines politischen Genies und eines höchst interessanten Charakters aus den Anschauungen eines überzeugungstreuen Landedelmanns zu einem der ersten Staatsmänner der Welt kennen; sodann werden wir gewahr, wie unzutreffend die Vorstellung ist, als ob eine selbst aus den gebildetsten und intelligentesten Kreisen des Volkes zusammengesetzte Vertretung schon eben um dieser Zusammensetzung willen nothwendig das Richtige treffen müsse.

In letzterer Beziehung ist namentlich die Tragödie der Konfliktzeit im höchsten Grade belehrend. Da sehen wir eine Volksvertretung, intelligent und wohlmeinend wie nur irgend eine andere, aber verrannt in unglückseligen Dogmatismus und die seltsamste Selbstüberschätzung. Es tritt ihr ein Staatsmann entgegen, der vielfach dasselbe will, was die Abgeordneten wollen: die Größe seiner Nation, ihre politische Zusammenfassung und eine rechtliche Entwicklung derselben. Sie gehen in den Wegen zu diesem Ziel auseinander; denn er will es erreichen, indem er dem Parlament eine Rolle anweist, neben der ein wirkliches Königthum kraftvoller Fürsten bestehen kann; sie dagegen wollen mehr oder weniger bewußt das Schwergewicht des Regiments vom Fürsten auf das Parlament übertragen. Das sind sehr verschiedene Anschauungen, deren Anhänger sich nothwendig heftig bekämpfen müssen, aber der Kampf schließt ja gegenseitige Achtung nicht aus. Wie ist ein Mann seinen Gegnern offener und ehrlicher entgegengetreten als der Fürst dem Abgeordnetenhause. Von vornherein sagt er, daß er das absolute Budgetrecht nicht zugestehen kann und will, weil es sich dabei um die Macht der Hohenzollernschen Krone handelt, und diese Macht, die Preussens Größe schuf, seiner Auffassung nach für Preußen und somit für Deutschland jetzt und alle Zeit das Fundament der Macht und des Gedeihens bleiben muß.

Von vornherein sagt er ferner, daß er sich in der Konfliktfrage unmöglichen Beschlüssen, Beschlüssen, welche von dem Könige verlangten, daß er die Hälfte der Infanterie, ein Drittel der Kavallerie entlassen solle, nicht fügen werde. In allem übrigen ist er zu jedem Entgegenkommen bereit.

Und dieser Mann wird nun von einer Anzahl persönlich höchst achtungswerther Männer, von Männern, deren Namen zu allen Zeiten am Himmel deutscher Wissenschaft als Sterne ersten Ranges glänzen werden, gleich anfangs angegriffen, als ob er der schlechteste und unfähigste Mensch unter der Sonne wäre, und zwar in einem Tone angegriffen, der im Munde solcher Männer selbst einem Schlechten und Unfähigen gegenüber als bedauerlich bezeichnet werden müßte. Ihm gegenüber ist jeder Hohn erlaubt, jede Beleidigung gerechtfertigt. Mit seltener Charakterstärke nimmt er das alles hin, versucht er es immer wieder seine Gegner davon zu überzeugen, daß er gar nicht der Dunkelmann und Absolutist sei, für den sie ihn halten, daß es viel mehr Berührungspunkte zwischen ihnen gibt, als sie glauben — alles vergeblich. Er erzielt endlich große Erfolge, und die Welt wird seines Ruhmes voll, aber zu Hause will man noch immer nichts davon wissen, den alten Gegner ist er noch immer der unfähige Reaktionsär, der seine Ziele nur zufällig erreichte, bis ihm endlich die Sonne unerhörten Erfolges lacht und damit das Vertrauen der Nation ganz und voll gewonnen ist.

Einige Auszüge aus den damaligen Reden mögen das Gesagte belegen.

Gleich anfangs erklärt der Abgeordnete Schulze-Delitzsch:

„Wenn das jetzige Ministerium diesen Ruf (Centralgewalt und Parlament) erschallen ließe, so würde sich bei dem von ihm berufenen deutschen Parlament niemand einfinden.“ (Bravo. Große Heiterkeit im Hause.)

Und von Sybel:

„Die Kleinodien unserer Vergangenheit werden uns unter den Händen verflücht und der Blick unserer Zukunft wird uns von Grund aus verdüstert.“

Von Carlsoviß prophezeit:

„Ich bin der Meinung, daß, was dieses Ministerium auch auf dem Gebiete der auswärtigen Politik unternehmen möge, jede seiner Unternehmungen von vornherein mit Unfruchtbarkeit werde geschlagen sein.“ (Sehr wahr! im Hause.)

Als im Jahre 1863 die polnische Frage wieder ihr Haupt erhebt, ruft von Sybel, den die Nation sonst mit Recht um seines klaren sachlichen Urtheils willen schätzt:

„Die Regierung hat sich wieder das Zeugniß ausgestellt, daß die Essenz ihres Wesens die Nichtachtung des Rechtes ist, daß sie weder im Innern noch nach außen handeln, weder ruhen noch wirken, ja ich möchte sagen, weder leben noch sterben kann, ohne die Gesetze dieses Landes zu verletzen.“

Einige Tage darauf erklärt der verstorbene Abgeordnete Twesten, „daß die Ehre der augenblicklichen Regierung nicht mehr die Ehre des Staates und des Landes ist.“

Der Abgeordnete Simon definiert:

„Regieren heißt meines Ermessens, die Geister führen, es heißt nicht, sich nothdürftiger Weise in der Regierungssphäre erhalten. Die Bewunderung dafür, daß jemand nicht fällt, eine Bewunderung, die man ja jedem Seitläufer wird zuwenden müssen, ist nicht der Art, daß jedermanns Gaumen und Appetit darnach fände.“

In derselben Sitzung erklärt dann wieder von Sybel als Referent:

„Das Herz unseres Ministeriums scheint leider nur an Bildern der Unfreiheit und Unterdrückung zu hängen und so schrumpft denn auch ihre Staats- und Kriegskunst, wie ihr Verfassungsleben zu der Glorie der polizeilichen Chikane zusammen. . . Meine Herren, unser Staat ist jetzt ein Schiff, das sich mit thöricht überhöhten Masten, den besten Theiles seines Eisens und seiner Dampfkraft beraubt, mit Herrn von Roon im Maschinenraum und Herrn von Bismarck am Steuer in den gähenden Ocean der europäischen Handel hinauswagen soll.“

Der das ausspricht ist, wie man weiß, ein Mann, der auch schon damals auf dem Meere der Geschichte wohl bewandert war. Der Fehler lag nur darin, daß er sich infolge dessen auch für berechtigt und befähigt hielt, auch auf dem Gebiete der Politik als Sachverständiger aufzutreten.

Mittlerweile beginnen die Schleswig-Holsteinschen Handel und der Steuermann bedarf seines ganzen Genies, seiner ge-

spanntesten Aufmerksamkeit, um die zahlreichen Klippen zu vermeiden. Man sollte erwarten, daß die Passagiere jetzt wenigstens sich ruhig verhalten und ihn gewähren lassen würden, denn ihr Leben hängt ja nicht weniger an dem Schiff als das seine. Keine Spur davon. Alle diese Landratten: Professoren, Richter, Beamte, Aerzte &c. geben sich wie alte Seelente und kritisieren frisch darauf los. Mehr als das — sie meutern geradezu.

Wenn die preussische Regierung unter den jetzigen Umständen geneigt sein sollte, Krieg mit Dänemark zu führen, so werden wir einer solchen Meinung entschieden entgegenzutreten müssen, weil wir die jetzigen Zustände nicht als solche betrachten können, unter denen unter irgend welchen Umständen ein glückliches Resultat des Krieges und eine glückliche definitive Lösung dieses Streites zu erwarten wäre."

So erklärt Twetten von vornherein, und Dr. Löwe sekundirt:

Die Pflicht dieses Hauses geht dahin, diesem Ministerium nicht bloß wegen seiner unverlässlichen Grundzüge, nicht bloß wegen seiner Tendenz die Mittel zu verweigern, sondern besonders deshalb, weil dieses Ministerium einen so außerordentlichen Mangel an staatsmännischer Geschicklichkeit und Einsicht, an Kenntniß der wirklichen Verhältnisse des Staates, besonders aber der wirklichen Nothmittel dieses Staates gezeigt hat, daß wir ihm keine neuen Mittel, soweit wir es verhindern können, in die Hände geben dürfen, weil wir die Mittel, die wir ihm in die Hände geben, als verwerflich betrachten."

Am 22. Januar 1864 erklärt der Abgeordnete Ahmann in seiner Eigenschaft als Referent:

Wir wissen ja schon längst, daß dieses Ministerium mit jedem Schritt, gleichviel ob in der inneren oder äußeren Politik, ein Stück preussischer Land vertritt, wir wissen längst, daß Preußen in den Händen dieses Ministeriums entweder zur Ohnmacht oder zum Selbstmord verurtheilt ist."

Und so geht es fort. Der Ton ändert sich auch nicht, als alle Welt schon erkennt, daß infolge der klugen Politik Bismarcks Schleswig-Holstein für Deutschland gewonnen ist. Selbst da noch erklärt Birchow:

„Daß selten in einer großen Krisis ein leitender Staatsmann

solche Sprünge gemacht hat, wie er (Bismard) und daß, wenn es ihm gelungen ist, durch die Krisis hindurch, ein gewiß großes und anerkennenswerthes Resultat zu erreichen, ich nicht im Stande bin, es als sein Verdienst anzuerkennen, sondern daß ich es für einen Zufall halte.“ (! !)

Nun, die Zufälle mehrten sich erfreulicherweise, bis endlich auch die verantheilten Gegner erkannten, wen sie vor sich hatten und froh waren, ihn am Steuer des Schiffes zu sehen.

Man kann es nicht ohne die höchste Anerkennung sehen, wie der Fürst trotz aller dieser Angriffe immer und immer wieder versucht, die Volksvertretung davon zu überzeugen, daß sie ihn mißversteht.

Wir empfehlen das Hahnische Buch daher ganz besonders den Gegnern des Fürsten. Wir empfehlen es aber auch den Volksvertretern und solchen, die Volksvertreter werden wollen. Sie werden daraus einen heilsamen Abscheu gegen den Dilettantismus, den größten Feind des Fortschrittes, schöpfen.

Alle diese Abgeordnete waren wohlmeinende, patriotische und geistig bedeutende Männer, die, deren Reden wir zitierten, sogar größtentheils auf dem Gebiet ihres Faches ausgezeichnete Kräfte. Wenn ihre damaligen Reden jetzt trotzdem unwillkürlich Heiterkeit hervorrufen, so liegt das daran, daß sie sich verleiteten ließen, Dinge zu beurtheilen, von denen sie nicht genug verstanden, ja über die sie, der Natur der Sache nach, nicht hinreichend unterrichtet sein konnten. Sie wurden ein Opfer jener einst weit verbreiteten Vorstellung, nach welcher ein jeder Volksvertreter schon als solcher berechtigt, ja verpflichtet war, sich über jede beliebige, ihm auch noch so fern liegende Frage ein Urtheil zu bilden, statt in solchen Fällen sich eben auf den Sachmann zu verlassen. In dieser Richtung haben wir Fortschritte gemacht und werden wir noch größere machen.

Dazu wird das Hahnische Buch sein reichlich Theil beitragen. Th. H. P.

Eine merkwürdige Postreise.

„Lange, lange ist's her“ als ich zu K. als Referendarius beschäftigt war. Dies geschah zu jener Zeit, in welcher sich ein außerordentlich großer Andrang zur Jurisprudenz bemerklich machte. Fast bei jedem Gericht befanden sich bei weitem mehr unbesoldete Assessoren und Referendare, als beschäftigt werden konnten, und an Orten, welche außerordentlich hohe Annehmlichkeiten darboten und deswegen von den jungen Leuten bevorzugt wurden, war die Anzahl der jungen Juristen eine mehrerth groß. Zu diesen Orten gehörte auch K.

Dasselbe war seit jeher vom Referendariat bevorzugt worden; jetzt zur Zeit der Ueberfüllung waren mitunter beim Appellationsgerichte, beim Kreisgerichte und bei der Regierung zusammen über hundert junge Beamte beschäftigt, und viel weniger werden es nicht gewesen sein, als ich mich dort befand. Wir hielten sehr fest zusammen. Was einen geschah, das berührte alle. Unser Leben und Treiben, welches sich möglichst fern von den Fesseln der Konventionen bewegte, hatte harte Anläufe an die Ungebundenheit der Studentenzeit aufzuweisen — sehr zur Ungebühr, wie ich heute bei ergrautem Haupte eingesehen keinen Anstand nehme; denn jedes Ding hat seine Zeit. Nur allzu häufig wurden die lustigen Klünger der ersten Frau Themis von der Mitternacht beim vollen Glase überrascht. Und wenn man zum Aufbruch rüstete und Arm in Arm die stillgewordenen Straßen hinabschlenderte, so geschah es wohl, daß die eine oder die andere durstige Seele auf den Gedanken kam, es sei doch wohl zu früh gewesen, um schon nach Hause zu gehen, und oft hiess es mit dem bekannten Liede: „Da geh ich lieber ins Wirthshaus zurück!“ — Aber oft genug fanden wir auch wegen der vorgerückten Stunde die Thüren verschlossen, an wie viele und wie laut wir auch pochten.

Zu solchen trübseligen Umständen war die Postpassagierstube die einzige Rettung. Dieselbe befand sich in einem Gasthote unmittelbar neben dem Postgebäude und von diesem nur durch eine Einfahrt getrennt, welche in den gemeinschaftlichen Hofraum führte. Sie war die ganze Nacht hindurch wegen der vielen zu dieser Zeit ankommenden und abgehenden Posten geöffnet. So geschah es denn, daß wir durstigen Seelen oft genug dort scharrenweis nächstlicher Weile einkehrten und als letzten Trunk einen Schlummerergrog genossen, welchen man in vorzüglicher Güte trebzogte. Ganz ruhig pflegte es dabei nicht abzugehen. Die auf den Abgang einer Post harrenden Reisenden mögen mitunter in ihrer ohnehin nicht großen Bezaglichkeit gestört worden sein, und dies mochte zu Beschwerden geführt haben. Kurz und gut, eines schönen Tages war in großer Eile auf einer an der Wand hängenden Papptafel eine Verordnung des Oberpostdirektors zu lesen, nach welcher Speisen und Getränke nur an solche Perionen verabreicht werden sollten, welche sich durch ein Fahrbillet als Postreisende ausweisen konnten, und wir mußten ohne den ersehnten Schlummerergrog von dannen ziehen. Aber der Herr Oberpostdirektor hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Er hatte nicht in Erwägung gezogen,

daß morgens um zwei Uhr eine Post für den Fahrpreis von fünf Silbergrößen nach dem Nachbarstädtchen L. ging.

Morgens früh um zwei Uhr fahren wir alle nach L., lautete die Parole am nächsten Tage, und zum Erkennen des expedirenden Postbeamten wurden kurz hinter einander zwanzig Billets nach L. gelöst. Dies Erkennen steigerte sich zum Entsetzen, als im Laufe der Nacht die Anzahl der nach L. Reisenden auf dreißig, vierzig, endlich auf fünfzig und darüber anwuchs. So viel Wagen, Pferde und Postkötter standen gar nicht zur Verfügung. Der Posthalter wurde aus dem Schlafe aufgeführt. Seine Leute führten händeringend durch die Straßen der Stadt, um zur Anstufte Miethsfuhrwerke anzuwerben.

Inzwischen sahen wir vergnügt wie die Könige bei unserem Grog, den man uns auf Vorzeigung unserer Fahrbillets nicht hatte verweigern können. Das ziemlich geräumige Zimmer war so voll, daß kein Apfel zur Erde konnte und daß man sich entschließen mußte, ein Nebenzimmer zu öffnen.

Als die Zeit des Postabganges sich nahte, rasselte zu unserer nicht geringen Belästigung ein Weiwagen nach dem anderen in den Posthof, und wenn einer von uns hinausging, um sich vom Stande der Dinge zu überzeugen, so hatte er von schrecklichen Kläffen und Verwünschungen zu berichten, die draußen im Posthote über die plötzliche Frequenz in die Nacht hinaus geschleudert wurden. Und in der Kunde erscholl es: „Kellner, noch ein Glas Grog!“ — Endlich schlug es zwei Uhr, und der Postillon des Hauptwagens stieß ins Horn, um zum Aufbruch zu mahnen. Aber die Anstrengung seiner Lunge hatte nur den Erfolg, unsere ungeheure Heiterkeit noch zu erhöhen. Niemand rückte vom Platze, und jeder schaute vergnügt in das errangene Grogglas. Der Schwager aber draußen ließ, wie es Vorschrift ist, seinen Vorkuh in drei gleichmäßigen Pausen ertönen; dann rasselte der schwere Wagen über das holperige Pflaster zum Posthote hinaus. Ihm folgten nach kurzer Zeit sämmtliche Weiwagen, um die Kasse heimwärts zu lenken!

Am nächsten Morgen führte der Oberpostdirektor mit bitterer Anklage auf den Lippen zum Gespräsidenten. Dieser aber, ein jovialer und humaner alter Herr, der unserem lustigen Treiben nicht abhold war, obgleich er sich mitunter mißbilligend darüber äußerte, zudte die Achseln und meinte, er könne den jungen Leuten eine Luftfahrt doch nicht verbieten, wenn sie nur zur rechten Zeit wieder auf dem Platze wären. Das Ende vom Liede war, daß die vorerwähnte Papptafel mit der Verordnung des Oberpostdirektors wieder verschwand, und daß man unsern Gelüsten nach einem guten Schlummerergrog keine Hindernisse mehr in den Weg legte. In unserer Ehre kann ich berichten, daß wir unsern Sieg nicht mißbrauchten.

Wie ich hoffe, wird einer oder der andere meiner damaligen Genossen dieses Blatt zu Gesicht bekommen und dann lächelnd zu sich selber sagen: „Dabei bin ich auch gewesen.“

Arnold Friedrich.

(Fortsetzung.)

XIII. Ein Billet und ein Brief.

Und solche Gegenfälle, wie sie Lewin an jenem Vormittage, der für ihn wenigstens die Schnatermannsche Jagdpartie scheitern sah, beobachtet hatte, brachte von da ab jeder Tag: durch die nordöstlichen Thore der Stadt zog das Glend, durch die westlichen der Glanz des Krieges herein. In den Straßen aber begegneten beide einander und sahen sich verwundert, oft beinahe feindselig an. „So waren wir,“ sagten die finstern Blicke der einen, aber das Entsprechende: „so werden wir sein,“ erfolgte in dem Leichtsinn und der Eitelkeit der anderen.

Unter den Berlinern, die nach ihrer Gewohnheit nicht leicht einen Truppeneinzug der einen oder anderen Art veräußerten, nahm sich jeder aus diesem Gegenfalle der Erscheinung das heraus, was ihm paßte, und auch in dem Kreise unserer Freunde, das Ladalinskische Haus mit eingeschlossen, gingen die Ansichten darüber weit auseinander, ob der in seinem schmutzigen, am Wachtfeuer halb verbrannten Mantel heranmarschierende Veteran oder der riesige, goldbetreßte und paulenschlagende Mohr des Grenierischen Corps als das richtigere Bild des Kaiserreiches anzusehen sei. Wniski, der mit Hilfe einer nach Polen hin lebhaft geführten Korrespondenz von den bedeutenden Truppenmassen unterrichtet war, die sich eben damals, unter dem Befehl des Bisckönigs, in den Weichselstellungen, im Warschauischen und Posenischen zusammenzogen, sah durch das Eintreffen frischer Divisionen aus dem Süden, von deren Existenz er selbst keine Ahnung gehabt hatte, nicht nur jede momentane Gefahr des Kaiserreiches beseitigt, sondern knüpfte auch an diese scheinbare Unerlöschlichkeit aller Hilfsquellen die weitgehendsten Hoffnungen, während andererseits Jürgas, Hirschfeldt und von Meerheimb — besonders dieser letztere, der die totale Devoute vor Augen gehabt hatte — an ein Wiederaufgehen des napoleonischen Sternes nicht glauben wollten.

„Er mag neue Armeen aus der Erde stampfen,“ sagte Meerheimb, „aber nicht solche, wie zwischen Smolensk und Moskau begraben liegen.“

Lewin, unpolitisch und seiner ganzen Natur nach abhängig vom Moment, kam zu keiner bestimmten Ueberzeugung, und sah das Kaiserreich sinken und sich wieder heben, je nach den heitern oder trüben Szenen, deren zufälliger Augenzeuge er sein durfte.

Am Dienstag waren die meisten der Freunde: Jürgas, Bummde, Tubal, dazu Hirschfeldt und Meerheimb nach Potsdam gefahren, wo am darauf folgenden Tage die Konfirmation des Kronprinzen in der Schlosskapelle und daran anschließend Gottesdienst in der Garnisonkirche stattfinden sollte. Tubal machte den Ausflug in Begleitung seines Vaters, der eine direkte Einladung der Feierlichkeit beizuwohnen erhalten hatte. Auch die Gegenwart Katsinkas wäre dem Geheimrath erwünscht gewesen, war aber, zu sichtlichem Verdruß desselben, von der an selbständiges Handeln gewöhnten Tochter abgelehnt worden. Sie kannte nichts Ermüdenderes als Ceremonien, namentlich kirchliche, und zog es vor, „zu festlicher Begehung des Tages“ sich für Mittwoch Abend — an dem zu später Stunde erst die nach Potsdam hin Geladenen zurückerwartet wurden — bei der schönen Gräfin Matuschka anmelden zu lassen.

Für den folgenden Tag war seit Anfang der Woche schon eine kleine, nur den engsten Freundeskreis umfassende Reunion bei Ladalinskis festgesetzt, zu der selbstverständlich auch Lewin eine Einladung empfangen und angenommen hatte. Er durfte deshalb einigermaßen überrascht sein, am Donnerstag früh ein zierliches, in ein Dreieck zusammengefaltetes und mit blauem Lack gesiegeltes Billet nachstehenden Inhalts zu erhalten: „Lieber Lewin! Ich glaube Dich vorgestern oder gestern, wo Papa und Tubal in Potsdam waren, erwarten zu dürfen; aber Du verwohnt mich nicht durch Aufmerksamkeiten. Siehst Du Gespenster? Sei nicht thöricht, Lewin. Ich schreibe Dir, weil ich den Wunsch habe, Dir einen Morgengruß ins Haus zu schicken, und im übrigen nicht sicher bin, ob Du Deine Zusage für heute Abend noch im Gedächtniß hast. Poeten sind ver-

geßlich; Verse an mich hast Du schon längst vergessen. Kathinka v. L.“

Lewin las zwei-, dreimal, sich die Worte wiederholend: „Siehst Du Gespenster?“ und „sei nicht thöricht, Lewin“. Es war ihm einen Augenblick, als schlösse sich ein tropischer, in bezauberndem Dufte schwimmender Garten vor ihm auf, und Kathinka, von einem Bosquet her, hinter dem sie sich versteckt gehalten, spränge ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen und rief ihm übermüthig zu: „Schlechter Zucker, der Du bist! Warum konntest Du mich nicht finden?“ Aber dann las er wieder: „Poeten sind vergeßlich; Verse an mich hast Du längst vergessen“; und er lachte bitter.

„Dies ist der echte Ton, weil es der spöttische ist! Was sind ihr Verse? O, ich verstehe sie ganz. Ein glücklicher Liebhaber ist ihr nicht des Glückes genug, sie bedarf noch eines unglücklichen, um den Vollgeschmack des Glückes zu haben. Deshalb hält sie mich fest. Das ist die Rolle, die sie mir zu distirt! Folie für einen glänzenderen Stein.“

Er wollte das Billet zerkrümmern, und fühlte doch im nächsten Augenblick, daß ihm Wille und Hand verfielen. Eine weichere Stimmung überkam ihn, und er berührte die Stelle, die auf Augenblicke wenigstens neue Hoffnungen in ihm angefaßt hatte, mit seinen Lippen. Dann faltete er das Blatt zusammen und steckte es zu sich.

Es war ihm klar, daß die nächsten Stunden, wenn er sie an seinem Schreibtische zubrächte, doch für ihn verloren sein würden; so brach er auf, um in der Stadt Zerstreuung zu suchen. Er fand sie rascher, als er erwarten durfte. An der Ecke des Rathhauses standen hunderte von Personen, um einen in französischer und deutscher Sprache abgefaßten, auf große gelbe Fettel gedruckten Straßenausschlag zu studiren. Er trat hinzu und las über die Köpfe der vor ihm Stehenden hinweg: „Seine Excellenz der Herr Marschall, Kommandant en Chef des 11. Armee-corps, ist benachrichtigt, daß zu Berlin viele Subalternoffiziere, auch Employés der großen Armee angekommen sind, die ihre Corps, ohne dazu ermächtigt zu sein, verlassen haben. Seine Excellenz befehlt allen vorgenannten Personen die Stadt zu verlassen, widrigenfalls alle diejenigen, die diesem Befehl nicht genügt haben, durch die Gensdarmmerie verhaftet, ihre Namen aber dem Herrn Kriegsminister notificirt werden sollen. Alle Gastwirthe sind angewiesen, keine der in nachstehender Ordre bezeichneten Offiziers bei sich aufzunehmen, und werden im Betretungsfalle in eine näher zu bestimmende Geldstrafe genommen werden. Gez. Angereau, Herzog von Castiglione.“

Dieser Straßenausschlag, mehr noch als das 29. Bulletin, das in den Weihnachtstagen erschienen war, enthielt das Zustandniß einer vollkommenen Auflösung der großen Armee; die Disziplin war hin, und mit ihr das zusammenhaltende Band. Jeder, der die Bekanntmachung las, empfing diesen Eindruck, und ließ es nach Berliner Art nicht an spitzigen Bemerkungen fehlen. „Employés und Subalternoffiziere! Von den Generalen ist keine Rede,“ sagte der eine; „und von den Marschällen erst recht nicht,“ fügte ein anderer hinzu. „Gewiß nicht; eine Krähle kratzt der andern die Augen nicht aus.“ So ging es hin und her, und dazwischen die Versicherung, daß die Berliner Gastwirthe keine französischen Polizeibeamten wären.

Lewin löste sich bald aus dem Menschenmüel heraus und traf in der Nähe der Stechbahn ein paar Kommilitonen, die sich leicht bereden ließen, ein Kolleg zu opfern und an einem Spaziergange nach Charlottenburg theilzunehmen. Es war ein Merwitz und ein Böschbrand, Landsleute und alte Bekannte schon von den Schulbänken des grauen Klosters her. Sie schritten erst die Linden, dann die große Chaussee hinunter auf das „türkische Zelt“ zu, wo sie, da zwölf Uhr mittlerweile längst vorüber war, ein Dejeuner bestellten, das ihnen als Mittagmahl dienen mochte. Unter lebhaftem Geplauder, das sich abwechselnd um York und das Angereauische Plakat, um Spontinis Bestatin und die Konfirmation des Kronprinzen drehte, wurde Lewin der

Verstimmungen Herr, die der Vormittag mit sich gebracht hatte, und sah sich nur flüchtig wieder, daran erinnert, als er beim Herausnehmen seiner Briefe die das seiner Form und Farbe nach einigermaßen auffällige Billet Kathinkas zur Erde fallen ließ.

„Et, Bihewig,“ sagte Böschbrand, „ein Billet - doux! Immer neue Seiten, die wir an ihm kennen lernen; nicht wahr, Merwig?“ Dieser bestätigte, und im nächsten Augenblicke war der Zwischenfall vergessen.

Es mochte vier Uhr sein, oder nur wenig später, als Lewin wieder in den Flur seines Hauses trat und sich an dem alten, längst spiegelglatt gewordenen Treppengeländer, die halbweggelaufenen Stufen hinauffühlte.

Er fand oben einen Brief vor, an dessen Aufschrift er, trotz des schon herrschenden Halbdunkels, leicht die Hand seines Vaters erkennen konnte. Die Scheiben glühten noch im Abendroth. Er trat deshalb an das Fenster und las:

„Hohen-Biez, den 20. Januar. Lieber Lewin! Das Hohen-Biezer Ereigniß der vorigen Woche hat Dir Kenate mitgeteilt, und Deiner umgehenden Antwort hab' ich entnehmen können, daß Du das Unglück, denn ein solches bleibt es, mit derselben getheilten Empfindung ansiehst, wie wir alle. Eine niedergebrannte Scheune des Wirthschaftshofes und nun ein in Asche gelegter Flügel des Herrenhauses gewähren freilich keinen erfreulichen Anblick, am wenigsten den der Ordnung; aber sind es denn Zeiten der Ordnung überhaupt, in denen wir leben? Und so stimmen die Brandstätten zu allem übrigen. Nichts mehr davon. Es steht mehr auf dem Spiel, als das.

Unsere Organisation ist beendet. Ich sehe Drosselstein, der mehr Eifer entfaltet, als ich bei seiner reservirten Natur erwarten konnte, beinahe täglich, ebenso Bamme, mit dem ich mich auszuöhnen beginne. Er ist Feuer und Flamme, und seinen beleidigenden Emissarius, von dem er auch jetzt nicht läßt, paart er mit einer Selbstdürstlosigkeit, ja ich muß es sagen, mit einer gelegentlichen Höhe der Gefinnung, die mich in Erstaunen setzt. Nächst ihm ist Dhegraven der thätigste. Er hat einen großen Einfluß unter den Bürgern, und die Schüler der beiden oberen Klassen hängen an jedem seiner Worte. Das Bedäntliche, das ihm sonst eigen ist, hat er entweder abgestreift, oder weil es in einem starken Glauben an sich selber wurzelt, unterstügt es wohl gar die Wirkung seines Auftretens.

Wenn ich sagte, unsere Organisation sei beendet, so hatte ich dabei nur unser Barnim und Lebus im Auge; an anderen Orten fehlt noch manches, so namentlich in den durch ihre Lage so wichtigen Dörfern jenseits der Oder. Wir diesseits haben eine Landsturmbrigade gebildet, vier Bataillone, die sich nach eben so vielen Städten unserer beiden Kreise benennen: Bernau, Freienwalde, Mündeberg und Lebus. Die Ordre de Bataille des letzteren wird Dich am meisten interessieren, weshalb ich sie hier folgen lasse:

Landsturm-Bataillon Barnim-Lebus.

Kommandirender: Generalmajor von Bamme.

Adjutant: (Vacat.)

1. Kompagnie Hohen-Biezer: Graf Drosselstein.
2. Kompagnie Alt-Medewitz-Prohagen: Hauptmann von Ruhe.
3. Kompagnie Hohen-Biez: Major von Bihewig.
4. Kompagnie Neu-Nietzen-Dolgerin: (Vacat.)

Nach dem Prinzip, das Du hierin erkennen wirst, verfahren wir überall. An Offizieren ist noch Mangel, weil die Zahl derer, die nur mit Wind von oben segeln können, auch bei uns überwiegt. In zehn oder zwölf Tagen muß trotz alledem alles schlagfertig sein, auch da wo man am meisten zurück ist.

Dies ist in gewissem Sinne zu spät, um so mehr, als es für das, was ich in den Weihnachtstagen vorhatte, auch heute schon zu spät sein würde. Die gesammte französische Generalität, wie mir Dhegraven aus Frankfurt, und Krach, der in Küstrin war, von dort her schreibt, ist glücklich über die Oder. In Jabelpelzen und mit immer erneutem Vorspann, an dem es unsere Dienstbesessenen nicht haben fehlen lassen, sind sie dem Kaiser, der ihnen das Beispiel gab, gefolgt. Der Nachtheil, der uns daraus erwächst, ist unberechenbar; die Beseitigung der Generale, so oder so (von diesem Sage geh' ich nicht ab) war eben wichtiger, als es die Beseitigung der Armeereife je

werden kann. Vieles ist versäumt, unwiderbringlich verloren. Unsere Politik des Abwartens ist daran Schuld.

Aber eben dieses Abwarten, das uns so vieles versäumen ließ, hat uns vor eben so vielem bewahrt, und wenn nun schließlich zwischen guten und schlimmen Folgen abgewogen werden soll, so ist es möglich, oder — ich zögere nicht, dies Zugeständniß zu machen — selbst sehr wahrscheinlich, daß sich die Waage doch nach der guten Seite hin neigt. Vor drei Wochen glaubte ich, daß es ohne den König geschehen müsse, jetzt weiß ich, und gesegnet sei dieser Wandel der Dinge, daß es mit ihm geschehen wird. Wir werden einen König haben nach alten preussischen Traditionen. Ich wäre vor einem Volkskriege nicht erschrocken, denn erst das Land und dann der Thron, aber wie unser märkisches Sprichwort sagt: besser ist besser.

Ja, Lewin, ein Wandel der Dinge, an den ich nicht mehr zu glauben wagte, er ist da, und die nächsten Tage schon werden ihn der Welt verkünden. Leicht möglich, daß wenn Du diese Zeilen erhältst, der erste der beabsichtigten Schritte bereits geschehen ist.

Und nun höre. Der Hof verläßt Potsdam und geht nach Breslau. Dieser Schritt ist wichtiger, als Du ermessen kannst. Was ihn veranlaßt hat, darüber gehen nur Gerüchte. Es heißt, daß Napoleon beabsichtigt habe, sich des Königs zu bemächtigen, und ihn als Geißel, als Gewähr für die friedliche Haltung des Landes auf eine französische Festung abführen zu lassen. Ich untersuche nicht, wie viel Wahres oder Falsches an diesem Gerüchte ist, es genügt, daß ihm der König Glauben geschenkt hat. Unmittelbar nach der Konfirmation des Kronprinzen, die heute stattfindet, wird der Ausbruch erfolgen. Es geht in fünf Etappen; das Regiment Garde wird diese Ueberriedelung begleiten oder decken. Breslau, Schlessien sind gut gewählt; die Provinz ist die einzige, die keine französische Besatzung hat, und Oesterreich, auf das wir rechnen, ist nah.

Und nun höre weiter!

Auf den 26. ist das Eintreffen des Königs in Breslau festgesetzt; eine Woche später wird er sein Volk zu den Waffen rufen. Der Entwurf zu diesem Aufruf ist in meinen Händen gewesen; er spricht die Sprache, die jetzt gesprochen werden muß, und es ist nur eins, was ihm fehlt: der Feind wird nicht genannt. Aber, Gott sei Dank, es bedarf dessen nicht mehr. Yorks zum Schein verworfene, aber wie ich jetzt mit Bestimmtheit weiß, in allen Stücken gebilligte Kapitulation, dazu der wahrscheinlich morgen schon stattfindende Ausbruch des Hofes, um sich den Lannern eines unberechenbaren Bundesgenossen zu entziehen, alles das läßt keinen Zweifel darüber, wem es gilt.

Und in die leere Luft verhallen wird dieser Aufruf nicht. Ich kenne unser Volk. Es ist werth, daß es besteht, und es wird sich für sein Bestehen einsetzen. Das ist alles was es kann. Keiner hat mehr als sich selbst. Wir haben viele Fehler, aber auch viele Vorzüge; es trifft sich, daß wir den Gegeniaz von schwarz und weiß nicht bloß in unseren Farben haben. Der Sinn fürs Ganze ist seit des großen Königs Tagen in uns lebendig geworden, und sehen wir das Ganze hinschwinden, so schwindet uns auch die Lust an der eigenen Existenz. Denke an den alten Major, der am Tage nach Kümersdorf in unserer Hohen-Biezer Kirche verblutete. Sein Blutstod erzählt von ihm bis diesen Tag. Er dachte, daß Preußens letzte Stunde gekommen sei; „ich will sterben, Kinder,“ rief er, als sie ihn niedertreten, und riß sich den Verband von seiner Wunde.

Und solcher leben noch viele bei uns!

Im übrigen, wir werden einen ordentlichen Krieg haben, Lewin, und ordentliche Fahnen. Hörst Du: ordentliche, preussische, königliche Fahnen. Du sollst mit mir zufrieden sein. Bin ich doch mehr in Dein Lager übergegangen, als Du in das meine. Schreibe bald; noch besser, komme! Alles grüßt: die Schorlemmer, Kenate, Marie. Selbst Hektor, der mich groß ansieht und zärtlich winselt, scheint sich melden zu wollen. Wie immer Dein alter Papa B. v. B.

XXXIX. Kleiner Zirkel.

Die Einladung zu Ladakinstis hatte auf sechs Uhr gelaute; der alte Geheimrath, wenn er es vermeiden konnte, liebte nicht die späten Zusammenkünfte. So war es denn hohe

Zeit für Lewin sich zu rüsten. Und er that es; aber nicht in bester Laune. Immer wieder bestürmte ihn die seit Stunden vergebens zurückgebrängte Frage, was Kathinka mit ihrer zweiten so rätselförmig zugespißten Einladung eigentlich bezweckt habe, und immer wieder lautete die Antwort: „Kokettes Spiel! Sie bedarf meiner; ich bin ihr werthlos und werthvoll zugleich; sie hält mich wie den Vogel am Faden, und gefällt sich darin, den Faden nicht aus der Hand zu lassen.“ Das war der Grundton, in dem nur leise Hoffungsstimmen mitschlangen.

Es schlug eben sieben vom Marien- und gleich darauf auch vom Nikolaiturm, als unser Freund in das Ladalinskische Haus eintrat.

Die Gesellschaft war schon versammelt, und zwar in dem uns bekannten kleinen Damenzimmer, das heute, wo statt der rothdämmerigen Ampel eine große und helle Strahlampe darin brannte, um vieles heiterer wirkte als an jenem Ballabend, der nur zwei große Momente gehabt hatte: die Mazurka und die Nachricht von der Kapitulation.

Kathinka, trotzdem sie beim Eintreten Lewins in einer intimen Häuserunterhaltung mit der schönen Matuschka war, begrüßte den wie gewöhnlich um eine Stunde zu spät Kommenden mit eben so viel Unbefangenheit wie Freundlichkeit, und während dieser einen Stuhl nahm, um in den dem Sopha gegenüber aus Tubal, Bninski, Jürgasch und dem alten Ladalinski gebildeten Halbkreis einzurücken, unterließ sie nicht, über das „Zuspätkommen“ der Poeten zu spötteln, das übrigens nicht Wunder nehmen könne, da die Unpünktlichkeit die Schwester der „Bergeßlichkeit“ sei. Dem letzteren Wort gab sie nicht nur einen verärgerten Ton, sondern auch einen besondern Vertraulichkeitsausdruck, als ob sie sich dadurch noch einmal zu dem ganzen Inhalt ihres Vormittagsbilletts, das mit einem leisen Vorwurf über seine „Bergeßlichkeiten“ geschlossen hatte, habe bekennen wollen. Er seinerseits unterließ jede Antwort darauf, entweder weil ihn das Spiel verdross, oder weil er in eben diesem Augenblicke vom Sopha her wieder die beiden großen Krystallgläser der alten, auch heute wie herkömmlich neben dem Tränkchen von Bischofswerder sitzenden Oberhofmeisterin-Exzellenz scharf auf sich gerichtet fühlte, doppelt scharf und böse, weil er sie durch sein verspätetes Eintreffen in einem begonnenen Satze unterbrochen hatte. Voll Verlangen sie, wenn irgend möglich, wieder zu versöhnen, erhob er sich von seinem Stuhl, auf dem er kaum erst Platz genommen hatte, um in etwas unklaren Worten eine Entschuldigung zu versuchen; die alte Exzellenz schlug aber mit unverkennbar absichtlichem Geräusch ihre Vorgnette zusammen und lächelte hochmüthig, wie um auszubräuen, daß Schweigen und Dulden um vieles schidlicher gewesen sein würde, und fuhr dann, an der Bischofswerder gerichtslos vorbeisprechend, in ihren Mittheilungen mit schnarrender Stimme fort: „Ich wiederhole Ihnen, lieber Ladalinski, daß Seine Majestät morgen mit dem frühesten Potsdam verlassen werden. Das nächste Nachtquartier wird in Beestow genommen, einer kleinen Stadt, die besser ist als ihr Ruf; sie hat ein ehemalig bischöfliches Schloß. Die Garben begleiten den König. Toppelstich hat an Kessels Stelle das Kommando übernommen. Kessel bleibt in Potsdam. Se. Majestät gedenken am 26. in Breslau einzutreffen.“

„Ich empfang eben eine gleichlautende Nachricht von meinem Vater aus Hohen-Vig,“ bemerkte der in jugendlicher Unüberlegtheit abermals sehlgreisende Lewin, und mußte sich — da Blicke wirkungslos bleiben zu sollen schienen — nunmehr eine direkte Reprimande von Seiten der alten Gräfin-Exzellenz gefallen lassen. — „Es ist nicht Art der preussischen Oberhofmeisterin,“ erwiderte diese spitz, „Nachrichten über Se. Majestät den König in Umlauf zu setzen, die noch der Bestätigung bedürfen. Es freunt mich indessen, Ihren Herrn Vater so gut unterrichtet zu sehen. Ich bitte, mich ihm bei nächster Gelegenheit in Erin-

nerung bringen zu wollen. Seine Schwiegermutter, die Generalin von Dumoulin, war eine Jugendsfreundin von mir.“

Lewin, der nicht wollte, was er aus diesen Worten machen sollte, in denen sich neben aller Ueberhebung doch auch wieder ein leiser Anflug von Theilnahme aussprach, hielt es für das gerathenste, alles Unliebame darin zu überhören, und verbogte sich artig gegen die alte Gräfin, während diese mit Wichtigkeit fortfuhr:

„Augereau hat strikten Befehl, sich in bestimmt vorgezeichneten Fällen, namentlich im Fall eines Aufstandes, der Person des Königs zu bemächtigen, und Seine Majestät, die seit länger als drei Wochen von diesem strikten Befehle weiß, würde sich der drohenden Gefahr schon früher entzogen haben, wenn nicht der Wunsch vorgeherrschet hätte, die bevorstehende Konfirmation des Kronprinzen, die nun gestern, wie wir alle wissen, wirklich stattgefunden hat, abzuwarten. Uebrigens haben Seine königliche Hoheit, was Ihnen, lieber Geheimrath, trotz Ihrer Anwesenheit bei der Feier entgangen sein dürfte, zur Erinnerung an diesen hochwichtigen Tag, aus den Händen Sr. Majestät selbst einen kostbaren Ring erhalten.“

„Sans doute,“ bemerkte Bninski.

„Sans doute?“ wiederholte fragend und gedehnt die alte Oberhofmeisterin, der der spöttische Ton in der hingeworfenen Bemerkung des Grafen nicht entgangen war. „Warum sans doute, Graf Bninski?“

„Weil der Ring,“ erwiderte dieser, „das Zeichen ewiger und unverbrüchlicher Treue ist, und eine Feier in diesem Lande, am wenigsten eine kirchliche, ohne dieses Zeichen nicht wohl gedacht werden kann.“

Der Geheimrath rückte verlegen hin und her. Es war ihm im höchsten Maße peinlich, in seinem Hause, noch dazu in Gegenwart zweier Damen vom Hofe Worte fallen zu hören, deren ironische Bedeutung trotz des Ernstes, mit dem sie vorgetragen wurden, niemandem entgehen konnte. Er sah deshalb zu dem Grafen hinüber, ersichtlich bemüht, diesem, wenn nicht den Wunsch eines Wechsels des Gesprächs, so doch wenigstens des Tones auszudrücken. Bninski aber ignorirte diese Bemühungen, und fuhr in demselben Tone fort: „Es zählt dies zu den Eigenthümlichkeiten deutscher Nation. Immer ein feierliches in Eid- und Pflichten, dazu dann ein entsprechendes Symbol, und ich darf sagen, ich würde überrascht sein, wenn dem kostbaren Ringe, den Se. königliche Hoheit aus den Händen des Königs seines Vaters empfangen hat, nicht noch eine direkte Aufforderung zum Treuehalten, entweder in Form einer eingravirten Devise oder eines Vibespruchs beigegeben worden wäre. Etwa: „Sei getreu bis in den Tod“, oder dem ähnliches.“

Die alte Gräfin preßte die Lippen zusammen. Es war ersichtlich, daß sie schwankte, in welchem Tone sie replizieren sollte; aber sich rasch für eine versöhnliche Haltung entscheidend, sagte sie mit erzwungener guter Laune: „Ich sehe, Graf, daß Sie von dem Ringe wissen. Wenn durch Inspiration, so beglückwünsche ich Sie und uns. Der innere Rand trägt allerdings die Umschrift: „Offenbarung Johannis 2. B. 10.“ Zu diesem Punkte haben Sie Recht behalten; aber nicht darin, daß dieser Konfirmationsring eine Hof- oder Landesitte sei. Im Gegentheil; es ist der erste Fall der Art.“

„So wird es Sitte werden. Gute Beispiele pflegen einen fruchtbaren Boden in dem lokalen Sinn des Volkes zu finden.“

Sehr wahrscheinlich, daß die fortgesetzten Sarkasmen Bninskis doch schließlich alle friedlichen Entschlüsse der Oberhofmeisterin, die fast eben so heftig wie hochfahrend war, in ihr Gegentheil verkehrt hätten, wenn nicht in diesem Augenblicke Kathinka ihr bis dahin mit der schönen Matuschka geführtes Gespräch abgebrochen und zwei Labouretts, für sich und ihren Plauder-Partner, in den Halbkreis, zwischen Lewin und Bninski, hineingeschoben hätte. (Fortsetzung folgt.)

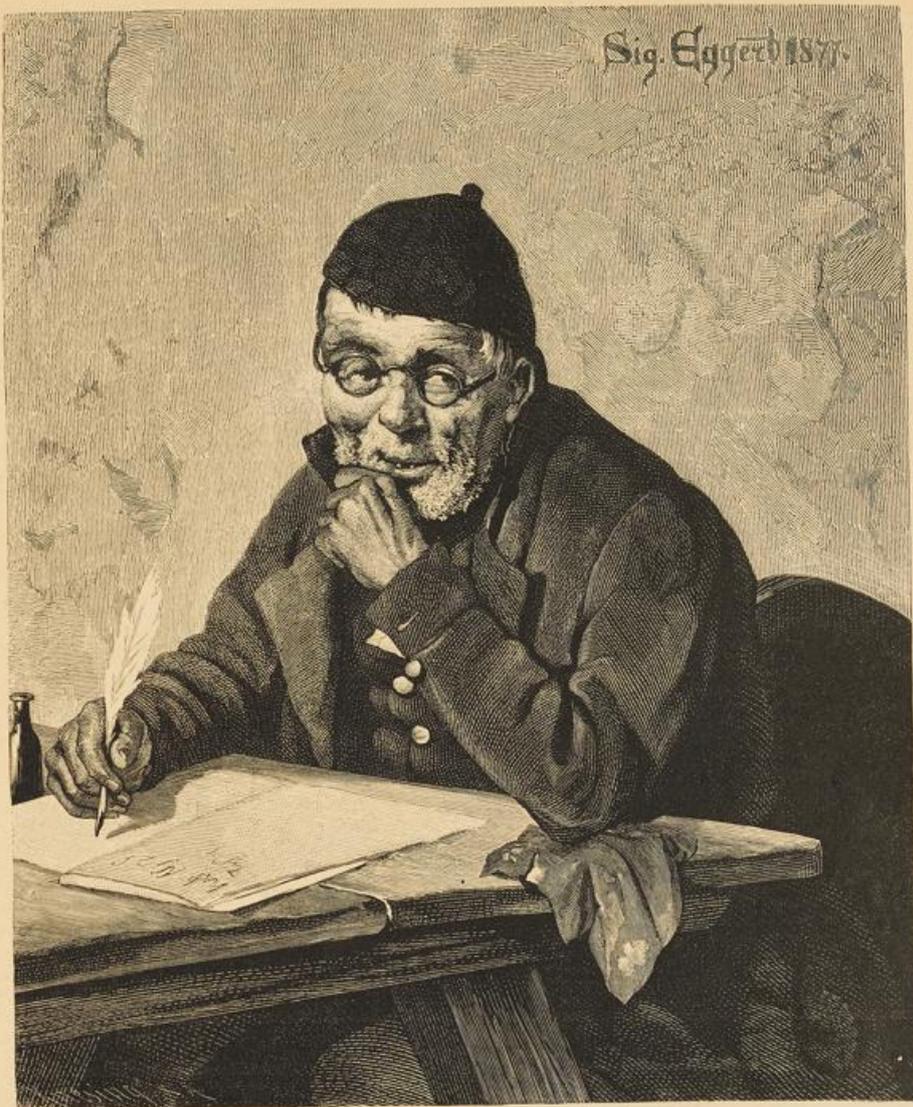
Vogelleben im Sumpfe.

Von W. Chienemann.

Hast Du, lieber Leser, schon einmal einen Sumpf betreten? Es ist wirklich unterhaltend und interessant dort. Da-

vor freilich, daß Du bei Nacht vom Wege abkommend dorthin gelangst, möge Dich Gott bewahren, denn um diese Zeit ist es

Nachdruck verboten.
Gel. v. 11. VL 70.



Der Herr Gemeindevorsteher. Gemalt von Sig. Eggert.

schaunig daselbst: die feuchte Nebeltappe umhüllt Dich, der Feuertröte Ruf schallt unheimlich an Dein Ohr, die Krösche quaken, und das ferne Brüllen der Rohrdommel schreckt Dich. Aber am Tage ist's ganz anders. Auf dem elastisch-schwammigen Moorgrunde geht's sich so sanft, wenn auch etwas feucht, die hohen Niedgräser und scharfblättrigen Seggen schimmern so erfrischend grün, die Rohrwaldung, welche die nächste schlammige Wasserlache umgibt, säuselt so anmuthig, daß Dir die Zeit nicht lang wird. Dort blinkt es roth und grün auf gelblichem Moosgrunde: es sind säuerlich-süße Moosbeeren, hier wieder wird die Einförmigkeit durch kurzes Erlengestrüpp unterbrochen; dort streckt sich ein Abzugsgraben schmurgerade vor Dir hin gleich einem straff gespannten Silberfaden, dort windet sich der Schlange gleich ein schmaler Bach bogig durch röhrichtes Grün zum sanft-abfallenden Flußufer, hier erblickst Du eine Torfgräberei, dort den glitzernden Spiegel eines leicht unter Wasser stehenden

Wiesenterrains! Und welch bewegtes Thierleben umgibt Dich! Hier häuft der braune Thausfrosch in tausend Exemplaren vor Deinen Füßen herum, dort birgt sich mit gewaltigem „Plumps“ der grüne Wasserfrosch unter dem Spiegel des Grabens, funkelnde Libellen umschweben Dich allenthalben und Milliarden schwärmender Mücken wagen Dir nicht einmal zu nahen, weil die dampfende Kurzpfeife sie verschreckt.

Ich will nun durchaus nicht sagen, daß jedem Sumpfe alle genannten Merkmale zukommen; bald fehlt der Torf, bald die Abzugsgräben, bald das Gebüsch, aber eins fehlt in einem größeren Sumpfe gewiß nicht: nämlich eine rege, lebendige, in dulci júbilo lebende, singende, schwirrende, medernde, ja sogar brüllende Vogelwelt.

Um diese letztere etwas ins Auge zu fassen, wollen wir jetzt einmal gemeinschaftlich einen kleinen Sumpfpaziergang antreten. Darum frisch die Wasserstiefel angezogen und muthig

vorwärts! Bald werden wir eine Menge von Vögeln vor uns sehen, die uns beide interessieren, von denen wir aber natürlich nur einige hervorleuchtende Vertreter näher beleuchten.

Schon beim Betreten des feuchten Terrains tönt uns ein lautes Stimmengewirr entgegen, ein Piepen und Glucksen, ein Ticken und Schnarren, ein Pfeifen und Krächzen, daß wir bisweilen die einzelnen Töne gar nicht wohl unterscheiden können.

Auf dem nächsten Erlaubnisse läßt sich ein dunkelgefärbtes Vöglein nieder, nachdem es zuvor in schwankeadem Vogenfluge uns umkreiste. Aengstlich piepend steht es uns an, die Stätte seines Heims zu verlassen, damit sein brütendes Weibchen ja nicht gestört werde. Es ist eine unserer deutschen Pieperarten, der Wiesenpieper (*Anthus pratensis*), ein nettes schlankes Vöglein, oben olivengrün gefärbt, unten hell und unten an der Brust droffelartig mit einigen dunkeln Längsflecken versehen. Daß dieser Vogel kein Buschvogel ist, zeigt er uns sofort dadurch, daß er sich nur auf dem Gipfel des Büsches niederläßt, dies auch nur flatternd und mit einer gewissen Unsicherheit thut. Durch das Geäst schlüpfen und behend von Zweig zu Zweig hüpfen ist seine Sache nicht, und das klassische Wort: „Was kraucht denn dort im Busch herum“ findet auf ihn keine Anwendung; aber das feuchte Gras vermag er behend laufend mit etwas nach vorn gestrecktem Kopf und Oberkörper schnell zu durchkriechen. Dort sucht er auch seine aus Kerbtieren und Würmern bestehende Nahrung, dort legt er sein Nest an.

Dieses ist schwer zu finden, denn wohlverborgen steht es unter einer Graskuße, und wenn es uns das vor unsern Füßen aufsteigende Weibchen nicht verräthe, könnten wir lange darnach suchen. Während wir die dunkelgraubraunen Eier betrachten, welche denen des Feldspierlings (*Passer montanus*) recht ähnlich sehen, schwirren die beiden Eltern ängstlich über uns weg und lassen sich dann in einiger Entfernung auf der Spitze eines Büschchens flatternd nieder. Erst unser Vorwärtsschreiten beruhigt sie, und bald begibt sich das Weibchen wieder auf das unverlehrte Nest.

Dieser kleine Sumpfbewohner ist an günstig gelegenen Orten sehr häufig. Im Herbst schlief er sich seinen Gattungsverwandten, den Feldlerchen an und zieht mit ihnen über die Weider, wo dann der Jäger bei der Hühnerjagd sein piependes Geschrei auch weit vom Sumpfe mitten im Krautfelde hören kann. Dieser herbstliche Umgang mit seinen Vettern wird unserm Wiesenpieper aber oft gefährlich, denn nicht selten geräth er mit ihnen ins Netz und dann heißt's: „Mit gefangen — mit gehangen!“ und beim Jagddiner wird er als Leipziger Lerche verpfeift, der er gebraten auch täuschend ähnlich sieht.

Der unvermeidliche Schreier in jedem Sumpfe, der Kibitz (*Vanellus cristatus*) erblickt uns kaum, so schwebt er ebenfalls über unserm Haupte, und hat er einmal sein gellendes „Kiwit“ über uns ausgerufen, werden wir ihn sobald nicht wieder los. In gewandten Schwenkungen umfliegt er uns desto heftiger stoßend und desto gellender schreiend, je näher wir seiner Niststätte sind. Uebrigens ist Freund Kibitz mit seinem schillerndem Federbusche, seinem glänzend grünen Rücken und weißen Unterleibe, den er uns bei seinen kurzen Schwenkungen oft präsentiert, ein ganz netter Gesell. In ausgedehnten Sümpfen wohnt er zu tausenden, wovon die massenhaft gesammelten und zu Markte gebrachten Kibitzeier sprechendes Zeugniß ablegen. Dieses Eier sammeln trägt indes durchaus nicht zu seiner Vermehrung bei und so nimmt denn seine Anzahl von Jahr zu Jahr ab. Nach seinem auf einem Grasbüsche erbauten, mit wenig dünnen Grasblättern ausgelegten und mit 3—4 Eiern versehenen Neste suchen wir nicht; denn wir wissen, daß zur Brutzeit des Wiesenpiepers die jungen Kibitze längst dem Neste entlaufen sind.

Wir schreiten weiter. Ein merkwürdig summender, fast medernder Laut, in kurzen Absätzen ausgestoßen, richtet unsern Blick nach oben, und wir begegnen in der That dort einem merkwürdigen Schauspiel: Ein Vogel von der Größe einer Drossel, mit einem Schnabel, dessen Länge gerade ein Viertel der ganzen Körperlänge ausmacht, schießt in schräger Richtung ziemlich hoch nach oben. Dort angekommen macht er Halt, läßt die Flügel und den Schwanz ausgebreitet und sinkt nun mit

beiden genannten Extremitäten zitternd langsam ein gutes Stück im Bogen herab, wobei man den angegebenen Ton hört. Dem kurzen Sinken folgt ein abermaliges lautloses Aufsteigen und ein wiederholtes mederndes Herabsinken. So geht es eine gute Weile fort, bis endlich von unten her aus dem Grase ein helles Ticken hinausschallt, worauf das Thier unpfählich seine Flügel einzieht und pfeilschnell, fast senkrecht herabschießt.

Wir haben hier die leibhaftige Himmelsziege vor uns, welche in der Jägerprache Bekkassine heißt und vom Naturkundigen gemeine Sumpfschnepfe (*Gallinago scolopacina*) genannt wird. Das Medern und die Schwenkungen sind weiter nichts als die Touren eines Liebestanzes, den ein geliebter Bräutigam vor seiner im schwellenden Sumpfgraze hingegossenen Schönen, welche kein Auge von dem Zukünftigen verwendet, auführt. Wie der feurige Tänzer in der Française vor seinem schönen Bis-a-vis die zierlichsten Verbeugungen macht, sich in den graziösesten Pas mit ihr und vor ihr schwenkt und dreht und durch jeden Blick ihres Auges angefeuert wird, kühner und gewandter zu avanciren und retourneiren, gerade so macht es unser zitternder und medernder Bekkassinenjüngling auch, bis er endlich — ein Umhand, der auf einem anständigen Thébansant der menschlichen Gesellschaft gewöhnlich unterbleibt — durch ein lautes Ticken der Geliebten aufgefordert wird, ihr an den Hals zu fliegen, was er auch in möglichst schnurgerader Richtung vollzieht.

Es ist etwas Eigenes um das Medern der Bekkassine. Der Ton klingt so hohl, so geheimnißvoll, daß man früher gar nicht wußte, woher er kam und wie er heroverbracht wurde. Gelehrte und Ungelehrte stritten unter einander darüber. Die einen sagten, er käme wohlgerundet und voll aus der Kehle, gewinne aber durch die zitternde Bewegung von Flügeln und Schwanz jene sonderbar medernde Gestalt. Andere glaubten die die Luft durchschneidenden Flügelfedern brächten ihn hervor, und Thatfache ist, daß er beim Sigen des Vogels niemals gehört wird. Nun jetzt aber wissen wir es, und ob auch mancher Leser vielleicht ungläubig lächelnd den Kopf schütteln mag, ich entdecke ihm die Wahrheit, wenn ich ihm sage: das verliebte Bekkassinenmännchen medert seiner angebeteten Schönen etwas vor mit den fächerförmig ausgebreiteten Schwanzfedern — gewiß ein merkwürdiges Musikinstrument! Befestigt man an ein meterlanges schwanfes Röhrlchen vorn eine solche Feder und fahrt damit zitternd durch die Luft, so ist das Medern da; eine Schwungfeder aus dem Flügel thut es nicht.

Nun das Medern gehört mit zu den angenehmen Abwechslungen, welche das Ohr auf einem Sumpfpaziergange erircuen. Brütet das Weibchen, so wird noch einige Zeit fortgemedert, wie ja auch der junge Ehemann bisweilen noch eine Française tanzt. Nehmen erst die heranwachsenden Kinder die Sorgen in Anspruch, so hört beiderseits wohl der Contrectanz auf. Die jungen Söhnchen und Töchter der Bekkassine sind übrigens außerordentlich niedliche Thierchen, welche sich in zarten braunen und gelblichen Flaum gekleidet mit ihren langen Schnäbelchen ganz allerliebst ausnehmen. Jede Kinderstube enthält vier solche kleine Geschöpfe, welche schon am dritten Tage ihres Daseins mit den fürsorglichen, braun- und gelbgeheckten Eltern anheben, die schlammigen Stellen des heimathlichen Sumpfes nach Gewürm zu durchschnattern.

Eine schwarze Rabenkrähe, welche dem herumlungierenden unverkänderten Bettler gleich überall zusieht, wo sie etwas weg bekommt, gleichviel ob auf rechtmäßige oder unrechtmäßige Weise, fliegt jetzt über das Sumpfland. Ein Beobachter muß alles im Auge haben, und so verfolgen wir ihren Flug. Nöthlich beschreibt sie einen kleinen Kreis, um gleich darauf weiter zu fliegen. Eine verdimigte Krähe thut nichts ohne Grund. Es mußte an der Stelle unter ihr etwas Auffallendes vorhanden sein, was sie näher betrachten wollte. Wir steuern direkt drauf los, und nachdem wir ein paar hundert Schritte gegangen sind, erhebt sich 20 Schritt vor uns aus dem hohen Niedgrase ein großer brauner Raubvogel, den wir sofort als das Weibchen der Kornweihe (*Circus cyaneus*) erkennen. An bezeichneter Stelle finden wir den aus Reisern gebauten Horst mit sechs weißen Eiern. Zum Weibchen gesellt sich bald das

aichgraugekleidete Männchen, und beide Vögel erheben sich kreisförmig über uns beschreibend bis zu schwindelnder Höhe. Um uns her aber sind plötzlich alle Vogelstehen verstummt. Wenn Räuber und Mörder über uns ihr Wesen treiben, ist uns wahrlich auch nicht wie singen und lachen zu Muth.

Beim Weiterschreiten kommen wir auf einen ebenen trockenen Platz von fünf bis sechs Fuß Durchmesser, auf welchem das Gras vollständig niedergetreten ist. Wir haben ein paar der verstreut umherliegenden Federn auf und erkennen sie als dem Kampfläufer (*Machetos pugnax*) zugehörig. Nun wird uns klar, wo wir sind. Wir befinden uns auf einer Kampfstätte, einem Duellplatze dieses genannten Vogels. Auch in ausgedehnten Sümpfen erwählen sich die Kampfläufer meistens bloß einen einzigen Platz für ihre Zweikämpfe und, da sie nicht durch feinspürnde Pedells gestört werden, benutzen sie dieselben vielleicht Jahrhunderte hindurch. Wir sind nun zwar nicht als Pedells gekommen, aber doch finden wir, wie es jenen auch oft geht, das Nest leer, denn ehe wir noch eine Ahnung von dem Vorhandensein des Kampfläufers hatten, wurden wir auch ohne zur Wache ausgestellte Fische bemerkt, und schnell und ungeschrien flogen die Duellanten aus. Der Kampfläufer ist ein merkwürdiger Vogel, nicht ganz von der Größe eines Kibitz, aber mit langen Beinen versehen. Das Weibchen geht unscheinbar bräunlich heller und dunkler gefleckt einher, das Männchen dagegen trägt sich sehr aufrecht und ganz martialisch, dabei zeigt es die verschiedensten Farben. Manche sind braun, manche rostroth, manche violett, manche hellgelb, manche grünglänzend, manche schwarzgebändert, manche weißgebändert auf verschieden gefärbtem Grunde, kurz selten ist ein Männchen dem andern gleich. Im Frühjahr wachsen demselben um den Hals herum mächtig lange Federn, welche eine große Krause bilden und sich etwas nach innen krümmend die Brust gleich einem Schilde bedecken; zu gleicher Zeit wächst um Stirn und Augen herum ein gelber horniger Schuppenpanzer. Weides, Krause und Panzer, machen die Binden und Bandagen beim Duell aus; als Waffe des Angriffs dient der lange Schnabel.

Nachdem die Thiere im Frühjahr von ihrem feuchten Dabeim Besitz genommen, beginnen auch sofort die Kämpfe, die sie täglich mit Passion fortsetzen. Raum hat sich die Sonne über den Horizont erhoben, so kommt solch ein kleiner Kampfplatz zum Kampfläufer geflogen. Er findet denselben noch leer, bräutet sich, schüttelt sich, sträubt die Federn und kann vor Ungeduld kaum die Zeit der Ankunft des Gegners erwarten. Dieser stellt sich alsobald ein, und die Zurüstungen zum Kampfe beginnen. Beide Duellanten stellen sich in geduckter Stellung mit vorgestreckten Schnabeltrappieren einander gegenüber und messen sich mit möglichst fürchterlichen Blicken und unter drohenden Geberden. Das Pantfieber bleibt nicht aus und sie zittern vor innerer Erregung, daß die Federn wackeln. Endlich springen sie voller Wuth auf einander los, schlagen, ruppen, hauen und stechen sich bis zur Ermüdung, worauf sie sich einige Zeit zurückziehen, um nach kurzer Rast den folgenden Gang zu beginnen etc. Während dessen haben sich noch zwei oder drei Paare Kämpfer eingefunden, jeder Duellant behält seinen Gegner fest im Auge und es herrscht ein reges Kampfleben auf dem kleinen Plage. Sind die Streiter müde, so stieben sie ab nach Hause zur einsti erstrittenen Gattin, wo sie meist unverwundet

anlangen, denn ihre Schnäbel sind so weich und biegsam, daß sie einander gar nicht verwunden, sondern sich höchstens einige Federn ausrauben können. Possierlich ist es, wenn einer, der sich eine Wölfe gab, von dem andern an der Junge erfaßt und ein paar mal um den Kampfplatz herumgeschleift wird wie weiland Hektors Leichnam von Achill vor Troja. Sobald die ehelichen und häuslichen Sorgen beginnen, hören die Duelle auf, und im Spätsommer fliegt die ganze Gesellschaft weg in die Ferien ans mittelländische Meer, woher sie erst im nächsten Frühjahrsemester wiederkehrt, um die Kämpfe von neuem zu beginnen.

Fahren wir in unserer Wanderung fort, so stoßen wir noch auf gar manchen interessanten Vogel, von dem wir, wenn es uns der Raum gestattet, gern noch ausführlich berichteten. Hier ist der geeignete Ort für den langbeinigen Adabar, seiner Mord- und Zerstörungslust nachzugehen und neben dem quakenden „Poggenlanter“ so manches Ei, manches junge Vogelchen in den weit dehnbaren Schlund zu versenken. Hier treibt im hohen geschlossenen Rohrwalde am Abzugsgraben das laute Rohrfängervölkchen, welches man weithin hört aber selten zu Gesicht bekommt, sein geheimes Wesen. Hier baut, wenn auch die große brüllende Rohrdommel schon vertrieben sein sollte, wenigstens noch die kleine Rohrdommel an der schilf- und ungewachsenen Lache ihr hübsches Nest und legt ihre sechs weißen Eier hinein; hier begegnen wir auf den Lachen und Gräben den kleineren und größeren Wilzenten, welche vielleicht schon ihre grügelbe Jungenherde schnatternd und quakend auf Ägung ausführen und sich bei unserer unvermutheten Annäherung krank und lahm stellen, um uns zu verleiten, ihnen zu folgen und die liebe kleine Familie unbeachtet zu lassen. Ja, ist der Sumpf von großer Ausdehnung und kommen in demselben Strecken vor, über welche uns auch die besten Wasserstiefel nicht tragen, weil der Morast beim Betreten über unserm Haupte zusammenschlagen würde, so ist auch Hoffnung, den schlauen Kranich dort noch brütend anzutreffen, dessen Junge uns gezähmt viel Vergnügen bereiten würden.

Doch unsere Zeit ist verstrichen. Wir kehren um; auf dem Wege nach Hause aber fragen wir uns: was ist ein Sumpf? und wir antworten: er ist ein übrig gebliebenes Stüdlein aus der Jugendzeit unserer in der letzten Schöpfungs- oder Zeitperiode verjüngten Erde. Je mehr die Erde an Alter zunahm, desto mehr traten Sumpf und Sumpflieben in den Vordergrund.

Blicken wir von der Gegenwart aus nur vierzig Jahre zurück, wie haben da die Sümpfe abgenommen! Die Kultur ist ja des Sumpfes siegreicher Feind; sie drängt ihn durch ihre Abzugsgräben mit mehr Sicherheit zurück, als weiland der Risse den Türken mit seinen Laufgräben. Doch das ist eigentlich nicht etwas Schlimmes zu nennen. Das Vorwärtsgelien in der kultivirten Welt ist nirgends aufzuhalten; aber das ist es, was uns leid thut, daß mit Abnahme der Sümpfe auch die Sumpfvögel abnehmen, ja theilweise aussterben und daß mithin eine Zeit kommen wird, wo auch Rohrdommel und Kibitz, Kranich und Bekassine auf dem Aussterbeetat stehen. — Es ist wirklich gut, daß wir sie, lieber Leser, nicht erleben werden; von einem interessanten Sumpfpaziergange, wie wir ihn jetzt gemacht haben, könnte dann keine Rede mehr sein.

Am Familientische.

Der Herr Gemeindevorsteher.

(Zu dem Bilde auf Seite 566.)

So heißt jetzt der frühere Dorfschule. Das Gefühl der alten und neuen Würde ist allerdings bei ihm gleich hart, und doch überkommt ihn eine gewisse Unbehaglichkeit im Besitze des neuen Titels. Die vielen schriftlichen Arbeiten, die er jetzt zu machen hat, sind ihm ein Gräuel, denn seine Hand fährt lieber den Pflug als die Feder, und die Krieseleien, die er mit der legeren leistet, sind oft schon das Ergözen der höheren Behörden gewesen, denen er seine Berichte abzustatten hat. Jedes Gemeindeglied, das mit irgend einem Anliegen an ihn herantritt, betrachtet er unter dem Gesichtspunkte: ob es ihm viel oder wenig Schreiberei veranlassen wird. Er schiebt die alte Brille mit den großen runden Gläsern auf die Nase, legt das bunte Taschentuch unter

den linken Ellenbogen, damit der Rodarmel sich nicht abshabe, und taucht bedächtig die Gänsefeder in das Tintensläschchen. Schlan ist er, und die Fragen, welche er stellt, haben Hand und Fuß. Wenn es nur gleich alles auf dem Papier stände!

Uebrigens ist er mir immer noch lieber als so ein halbfindirter moderner Gemeindevorsteher, der nicht Fisch noch Fleisch ist, kein Bauer und kein Städter, der das Hochdeutsche modern radebrecht und den guten alten Dialekt verabscheut. Solche Fledermäuse, die zwischen Licht und Finsterniß schwirren, mit ihrer Halbbildung und ihrer politischen Weisheit — doch Politik wollen wir nicht treiben. Der Alte hier ist konservativ. Der Bart ist nur unrasirt, weil ihn wöchentlich bloß einmal und zwar Sonntag morgens vor dem Kirchgange das Schermeißer berührt; einen Demagogentbart läßt der sich nicht wachsen. Bei Leibe nicht!

Der Stapellauf der Panzer-Corvette „Baiern“.

Unsere Flotte ist ein Schoßkind der Nation; vielleicht weil alles, was den Pyramidenkampf gegen die unermeßliche Kraft des Meeres aufzunehmen wagt, vom fogenreichen Janber der Romantik umwoben ist; vielleicht weil der Begriff der Machtentfaltung sich nicht imponanter verkörpern kann, als in den schwarzen eisenkarrenden Leibern eines Geschwaders, wenn die Anker funkenprägend in die Tiefe raffen, oder wenn eine Wolke weißer Segel sich bläht, wo im Augenblicke vorher noch das Spinnengewebe von Tauwerk sich gegen den Himmel abzeichnet, oder gar, wenn aus den Geschüßsporten Feuerströme aufsteigen, Rauchwolken sich ins Unendliche dehnen und hundertfacher Donner von Ufer zu Ufer rollt!

Am 13. Mai d. J. ist wieder ein Glied geboren dieser bunt-schickigen Familie, welche ihren Stammesnamen bildlich an den Gasselt führt, die Panzer-Corvette „Baiern“, und wie der Name sagt, daß unter dem Schutze des Reichsadlers im Mittelfelde sich die Stämme des Vaterlandes zur gemeinsamen Wehr einigen, „Preußen“, die thurm-bewehrte Fregatte, „Sachsen“, das Schwesterkreuzer, „Baiern“, der neue Kämpfer, und die noch unbekanntenen Größen C, D und E der Schiffs-listen, so hat das geeinigte Vaterland als Taufzeugen die Männer gesendet, welche an anderer Stelle selbst am Baue der Einigkeit arbeiten.

Vor zehn Jahren, an einem weniger sonnigen Montage des Jahres 1868, war das erste deutsche Zollparlament einer Einladung der norddeutschen Marineverwaltung gefolgt, die Kieler Hafen in Angen-schein zu nehmen. Diesmal war das Vaterland weniger zahlreich ver-treten in den 35 Herren vom Bundesrathe und Reichstage, aber gewiß kräftiger als damals. Und was sie diesmal sahen von unserer maritimen Schöpfungen, war mehr, als vor einem Decennium die Phantasie wagen durfte, und es war zugleich eine That, welche sie beim Scheiden reicher machte, als beim Kommen: unsere Flotte zählte ein Schiff mehr!

Ein Extrazug brachte in später Abendstunde die Gäste von Lübeck, die alle Henschadt hatte als Erquickungsstation mit ihrer festlichen Be-wirthing eine lange Eisenbahnfahrt angenehm unterbrochen, aber in Kiel angekommen, mochte die Sehnsucht nach Ruhe doch wohl genollter sein, als die Freude an dem solennen Papstentzug und der militärischen Esorte, Dinge, welche jedenfalls nicht zu den gewöhnlichen Ehren für einen Reichsboten gehören. Das Programm des folgenden Tages gab den Gästen mannigfache Gelegenheit, die geräumigen Ufer der Kieler Bucht zu besichtigen. Der Anfang wurde mit den Verstanlagen bei Ellerbed gemacht, dem weltbekanntem Räucherorte des Kieler Sprotts. Dann besuchte die kaiserliche Yacht „Grille“, zur Feier des Ereignisses mit besonders schön gelbem gemaltem Schornsteine, die Gäste nach Friedrichsort, der Seefestung, welche den Eingang der Kieler Bucht schließt, und hier war ihnen, nach einer Besichtigung der Befestigungen, das für Sterbliche seltene Schauspiel aufbewahrt, eine Torpedo-übung ernsthaften Stiles zu erleben. Was der Torpedobeamper „Pietzen“ und das Kanonenboot „Scorpion“ mit Fischtorpedos und Lanzinapparaten an Exerzitionen leisteten, bot des Interessanten sicherlich genug, aber es fehlte die Möglichkeit, sich von dem Erfolge solcher Übungen für den ernsthaften Gebrauch richtige Vorstellungen zu machen; dagegen wird es für die Zuschauer ein unvergesslicher Anblick bleiben, als ein dumpfer Knall und eine himmelanstrebende Wasserfäule von solchfalliger Ausdehnung die Stelle weisen, an der im Augenblicke vorher der respektable Holzbau eines ansehnlichen Kanonenbootes lag, bestimmt, von den 70 Kilogrammen gepreßter Schießbaumwolle einer auf elektrischem Wege vom Land aus entzündeten Seemine in die Luft ge-trieben zu werden. Der Versuch glückte so vollkommen, daß nichts als unzusammenhängendes Trümmerwerk in dem freisenden Wasser die Stelle des Ereignisses verrieth.

Eine Fahrt in See und ein flüchtiges Dejeuner stülten die Pause bis zu dem Glanzpunkte des Tages: dem Stapellauf. Daß es an festlichen Vorbereitungen hierzu nicht gefehlt hat, an der Entfaltung militärischen Glanzes und an der zuschauenden Volksmenge, an einer ganzen Flotte von Fahrzeugen aller Art, welche den Hafen bedeckten und an einem Walde von Fahnen, die lustig im Winde flatterten, ist selbstverständlich; im übrigen gehört eine Feier dieser Art zu den An-nemlichkeiten des Lebens schon deswegen, weil sie durch ihre bewun-derungswürdige Kürze imponirt: eine Rede von zwei Minuten, der Moment des Verschellens der traditionellen Chamvagnerkaise, viel-leicht noch ein paar Hammerschläge, aber nur eine Minute lang, dann die letzte große That des leitenden Ingenieurs — und der stolze Bau gleitet unter tausendstimmigem Hurrah zu Wasser!

Die Zeitungen haben es verkündet, daß der Vizepräsident des Reichstages, Freiherr von Stauffenberg, die Taufrede gesprochen hat, und wenn es schon anerkanntermaßen eine Kunst ist, mit wenigen Worten viel zu sagen, so verdient es diese jüngste der Taufreden, vor-mancher, länger zu leben, als der Tag. Der Redner sprach: „Vom Fels zum Meer, wie der stolze Wahlspruch unseres Kaiserhauses lautet, vom Fels zum Meer sind die Abgeordneten aus allen deutschen Gauen erschienen, um in diesem symbolischen Akt die Sympathien des deutschen Volkes für seine Marine zu bekunden. Es war ein tiefer und bedeutungsvoller Zug der Zeit, daß immer die Sehnsucht nach Einheit auch in der kaiserlichen Zeit sich mit der Sehnsucht nach der deutschen Flotte eng verbunden hatte. Und deshalb soll dieses Schiff den Namen tragen des tapfern und treuen Baiernkämpfers, damit es bekunde, daß auch fern am Fuße der Alpen Herzen schlagen, welche eine treue und warme Sympathie haben mit der Machtentfaltung Deutschlands zur See. Und

so taufe ich dich im Auftrage Seiner Majestät des Kaisers: „Baiern!“ Ich übergebe dich deinem Element. Frage deine stolze Flagg, die Flagg Deutschlands, ruhm- und siegreich mit Gottes Hilfe durch alle Meere!“

Solange ich selbst an den Vorzug warten mußte, einem Stapel-lauf beizuwohnen, hat der Gedanke meine Phantasie beschäftigt, wie es möglich ist, einen Schiffsbau, dessen Gewicht nach tau-senden von Centnern zählt, der Jahre hindurch unverrückt auf seiner Stelle verharret, im gegebenen Momente von einer einzigen schwachen Menschenhand zum Niedergleiten zu bewegen. Wer bedenk-t, daß das Schiff auf seinem Riele wie das Wasser auf der Schneide balancirt und während der Fahrt zu Wasser durch sein tragendes Element aufrecht gehalten wird, nimmt vielleicht so viel Interesse an der Sache, um einer Beschreibung des Vorganges zu folgen.

Der Helling, auf dem die Schiffe gebaut werden, ist an sich eine schwach geneigte Ebene, welche allmählich in das Wasser des Hafens verläuft, aber in einiger Wassertiefe durch ein Schleusenlocher abge-schlossen wird, um Sicherheit gegen hohe Fluten zu bieten und gelegent-lich leer gepumpt zu werden. Auf den Helling wird zunächst eine Holz-bahn von einigen Fuß Breite gelegt, bestimmt, auf seinem hinteren Theile den Bau zu tragen und nach vorn in das Wasser hinab dem Schiffe künftig einmal den Weg zu weisen. Auf diese Holzbahn wird der Kiel gelegt, aber am Bug und Heck (vorn und hinten) wird er so-gleich durch ein massives Zimmerwerk verstärkt, das die Breite der Holzbahn erreicht und an den Rundungen des Schiffes eine breitere Basis bietet. Wenn sich nun mit fortschreitendem Bau die Seiten des Fahrzeuges über den Kiel ausdehnen, wäre dies breitere Zimmerwerk der Schlitten, wie ihn die Techniker nennen, schon allein im Stande, den Bau im Gleichgewicht zu halten, aber zur größeren Sicherheit werden zahlreiche Stützbalken angebracht und ein enghalsiges Knie-werk verhält, was inmitten dieses Holzbaues entsteht. Für den Stapellauf ist natürlich das ganze Zimmerwerk niedergelegt, noch in der letzten Stunde fallen die letzten Stützbalken, und das Schiff würde ver-gänglich verenden, in freier Luft auf seinem Riele zu balanciren, wenn nicht der breitere Schlitten eine solidere Tragfläche böte. Aber da alles auf einer schiefen Ebene ruht, so muß Vorkehrung getroffen werden, daß das Schiff nicht vor der Zeit ins Gleiten geräth, und für diesen Zweck hat der Schlitten am Vordertheile des Fahrzeuges (es ist bestimmt, rückwärts zu Wasser zu gehen, weshalb das Heck seawärts und der Bug landwärts schaut) jederseits einen winkelförmigen Einschnitt, in wel-chen, der Schwerkraft entgegen wirkend, je ein Balken eingeklemmt ist. Das freie Ende dieser sogenannten Schlaghölzer ist nicht gegen die Erde gestützt, sondern es wird, nachdem der Balken in seiner Mitte auf solider Unterlage um seine Axe drehbar gemacht ist, nach vorn und hinten mit starken Trossen verankert und wartet in dieser neutralen Ver-fassung der Dinge, die da kommen sollen. Die beiden Trossen spannen das Schloßholz gerade so, daß es, in den Einschnitt des Schlittens ge-preßt, das Schiff festhält; wird die eine der Trossen durchgeschnitten, so schnell der Balken unter der spannenden Kraft der anderen aus seinem Einschnitt, und nichts hindert das Schiff mehr, auf seiner Holzbahn abwärts zu gleiten. Da nun die Reigung des Hellinges niemals so stark sein darf, daß die bloße Schwerkraft das Schiff unbedingt in Be-wegung setzen müßte, zumal, wenn die Umleiter mehrerer Jahre den Kiel fest auf seine Unterlage gefestigt haben, so wendet man kleine Auf-munterungen an, indem man durch Entweichen zahlreicher Holzkeile den Kiel ein Weniges von seiner Unterlage löset und den freien vorderen Theil der Holzbahn mit einigen Centnern schwarzer Seite wiffähiger macht. Der entscheidende Moment wird in folgender Weise herbei-geführt: Die beiden Trossen, welche die Schlaghölzer gegen den Schlitten gepreßt halten, führen durch Galgen, in deren Höhe schwere Fallbeile hängen; diese Instrumente sind an dünnen Seilen befestigt, welche von rechts und links kommend, aber dem scharfen Bug des Schiffskörpers zusammengeknüpft sind. Wenn das Schiff ablaufen soll, legt der Ingenieur einen Spatel auf diese Seilen und trennt sie mit einem Schlag der Hand; rechts und links rissen die beiden Fallbeile nieder und durchschneiden die spannenden Trossen; die Schlaghölzer, nur noch einseitig angezogen, schlagen polternd aus den Ein-schnitten des Schlittens, und im gleichen Moment gleitet der Bau mit schnell wachsender Geschwindigkeit zu Wasser. Das Heck wälzt sich tief in die Wogen ein und schiebt einen Berg wallenden Wassers vor sich her, die Holzbahn raucht unter der gewaltigen Reibung, dann hebt das Wasser den Bau, und die geneigten Hölzer des Schlittens am Bug spalten auseinander, dann stürzt die Flut heftig zurück in den verlassenem Raum und draußen kirt ein Anker in die Tiefe: das Werk ist gethan!

Auch am 13. Mai war es damit abgethan; daß sich ein feierliches Diner an Bord der Kriegsschiffe „Friedrich der Große“, „Arcona“, „Preußen“ und „Niobe“ anschloß, war nicht mehr als billig, und ge-hört, von dem Schauspiel abgesehen, nicht gerade zu den seltenen Ere-ignissen für einen Reichsvertreter. Am nächsten Morgen entführte die „Grille“ die Gäste nach Wismar. Bernhard Wagener.

Inhalt: Echanat, eine jüdische Pappage. (Schluß.) Von J. G. Händler. — Der letzte Schindl. In dem Bilde von Geerp. — Eine Villegiatur in Anstalt. Von M. Galm. — Wismar im Lichte der Geschichte. — Eine merkwürdige Postreise. Von Arnold Friedrich. — Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von Theodor Fontane. — Der Herr Gemeindevorsteher. In dem Bilde von Eggert. — Der Stapel-lauf der Panzer-Corvette „Baiern“. Von Bernhard Wagener.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Vom Ufer des Bosporus. Russischer Posten und englischer Matrose. Ein Bild aus der augenblicklichen Lage.

Elephant und Wallfisch.

Wetter: Sie konnten zusammen nicht kommen.
Altes Weisheit.

Sie bilden sich nicht eben freundlich an — der russische Soldat und der englische Matrose, die sich hier am Ufer des blauen Bosporus guten Tag sagen. Ihnen beiden wäre ein frischer fröhlicher Kampf ganz recht und wir haben allen Grund damit zufrieden zu sein, daß es nicht nur auf „die friedlichen Instincke der Völker“ ankommt und die Herrscher besonnen sind als die Beherrschten. Sollte es aber trotz aller friedlichen Wünsche in Petersburg, Friedrichsruh und London doch zum Kriege kommen, so wäre das der seltsamste Kampf von der Welt, der seltsamste und voraussichtlich auch der langweiligste, denn „sie können zusammen nicht kommen.“

Die Engländer würden ihre Flotten ausenden und diese sich vor die russischen Häfen legen. Sinein könnten sie nicht, dafür würden die Torpedos schon sorgen. Andererseits könnte auch kein Schiff heraus. Das klingt nun aber für Rußland schlimmer als es ist, denn im Grunde würden die Engländer durch ihre Blockade ihrem eigenen Sprichwort zum Trost, „sich, um die

Russen zu ärgern, selbst die Nase abschneiden.“ Warum? Weil die Schiffe, welche aus russischen Häfen auslaufen, größtentheils englische sind. Aber auch die Kaufleute, die diese Schiffe befrachten, sind größtentheils Engländer und die Leute, für welche die Frachten bestimmt sind, sind auch größtentheils Engländer. Also: Die englischen Thesauristen würden den Engländern mindestens ebenso viel Schaden zufügen wie den Russen. Andererseits hat der Engländer bekanntlich ein größeres Portemonnaie als der Russe und kann es daher länger aushalten. Küßten die Russen auch noch so viel Kreuzer aus und thun diese den Engländern auch noch so viel Schaden — die Engländer können es verwinden. Die Russen sind dagegen schlimmer daran, denn der Schaden, den sie den Engländern antun, beahlt ihnen noch lange nicht ihr Korn und ihr Holz und ihren Talq und ihre Felle, die sie selbst nicht verbrauchen und die sie doch auch wieder nicht in die weite Welt schicken können. In jedem Fall würde der Kampf nicht ausgefochten werden von den Soldaten — wie es sich doch gehört — sondern von der friedlichen Bevölkerung. Da muß man denn doppelt hoffen, daß der Elephant und der Wallfisch einsehen werden, daß ihre „Interessensphären“ sich nicht berühren und daß sie in Frieden mit einander leben werden — schon weil sie nicht zusammen kommen können.

Umschau in fernen Landen.

Die Hungersnoth in den nördlichen Provinzen Chinas, die nun schon so lange anhält, spottet nach den Berichten des Missionars Richard jeder Beschreibung und scheint an Ausdehnung und furchtbaren Folgen selbst die indische Hungersnoth vom vorigen Jahre zu überbieten. Der genannte englische Geistliche fand auf einer Reise durch Schansi die Landstriche mit Verhungerten und Sterbenden förmlich eingekesselt. Aus seinem Berichte entnehmen wir das folgende: „7. Februar 1878. Dies war der furchtbare Tag für mich. Wir sahen zahlreiche Menschen Thon oder Steine verschlucken. Ich kaufte drei Steinchen, die aus demselben Material wie unsere weichen Schiefersteine bestehen. Die Masse wird pulverisirt und mit den Häfen von Hirse in größerer oder geringerer Menge vermischt und dann gebacken. Das so erhaltene Brod sieht nicht schlecht aus, schmeckt aber wie Staub. Die Todten, die ich heute zählte, waren zahlreicher, als an allen vorhergehenden Tagen. Auf die Entfernung von 55 Li nordwärts von Singtschien zählte ich allein 29 Ermordete sind nicht selten; mein Diener schritt an der einen Seite eines Baches hin, ich an der andern; er fand ein heraus, erdiges, erdiges Weis, das sich noch bewegte, ich einen Mann, dem das Haupt abgehauen war. Wölfe, Hunde, Raubvögel hielten ihre reiche Ernte an den Todten am Wege.“ — Ebenso wie es an Nahrung fehlt, mangelt auch Brennmaterial und man reist selbst Häuser nieder, um mit dem erlangten Bretterwerk das Feuer zu speisen. Dabei stieg im kohlenreichsten Lande der Welt der Preis der Steinchen mehr und mehr, weil niemand es wagte, in die Kohlenstritte zu reisen, da die Lastthiere unterwegs geraubt, geschlachtet und versetzt werden. Als Missionar Richard nach dem Grade der Sterblichkeit sich erkundigte, erfuhr er, daß in einem Distrikte jeder dritte Mensch, in einem andern sechs von zehn Leuten gestorben waren. Dörfer, die 300—500 Seelen zählten, waren jetzt auf 100 reduziert und sollte hierbei, meint Richard, auch Uebertreibung unterlaufen, so ist eine Verminderung um die Hälfte der Menschen doch sicher. Das allerfurchtbare unter diesen Umständen ist aber, daß die Menschenfresserei an den verschiedensten Orten aufstaut. Ganze Häuser werden zu Leichenereffalten Gräbern und der Missionar fragte sich mehr als einmal: „Bin ich unter Lebendigen oder unter Todten?“

Was thut nun die chinesische Regierung gegenüber so fürchterlichem Unglück? Gewiß hat sie guten Willen, allein ihre Mittel sind dem Uebel nicht gewachsen und die Entfernungen zwischen den nothleidenden Gegenden und den vortheilhaften Bezirken sind ungeheuer groß. Eisenbahnen besitzt China nicht und die einzige kurze Strecke, welche zwischen Wukung und Schanghai erbaut war, hat dieselbe aus konservativem Chinesenthum wieder vernichtet. Selbst Geld und Reichthum vermögen unter solchen Umständen nicht die Noth zu lindern. In Tientsin und an einigen anderen Orten lagert genug Korn, das der Regierung gehört, doch die wenigen übrig gebliebenen Lastthiere in Schansi können es nicht fortbringen. In der Nähe der Hauptstadt, wo Richard wohnt, ist die Sache nicht ganz so schlimm und dort kann man mit Geld wenigstens Hilfe schaffen. Von Europa, aus Indien, von den in China und Japan angefahrenen Europäern sind große Summen gespendet worden, allein das ist ein Tropfen auf einen heißen Stein. In Schansi allein leiden mehrere Millionen Menschen auf das äußerste und in Tschi, Schenji, Schanung und Honan ist es mehr oder weniger ebenso. Das Ganze umfaßt einen Landstrich so groß wie das Deutsche Reich und Oesterreich zusammengekommen. Da unter solchen Umständen natürlich die Noth nicht ordentlich beseitigt werden konnte, weil es an Saat und Arbeitskräften fehlte, so ist auch für das folgende Jahr eine ähnliche Noth zu befürchten. Eine weitere Folge ist das Ausbleiben der Steuern, die Regierungskassen sind leer, die Beamten werden auf die Zukunft vertrieben; Papiergeld wird in nicht dazugehörigen Mengen gedruckt und ist daher fast werthlos, der Sold der Provinzialtruppen ist um 3/10 verringert worden. Wo soll das hinführen?

Die neuen Missionsstationen auf Neu-Guinea. Im Norden von Australien liegt die große Insel Neu-Guinea, welche ausgedehnter als das Deutsche Reich ist. Ihr Inneres ist noch fast völlig unbekannt und nur im Nordwesten ist man über die schwarzen, kraushaarigen und menschenfressenden Einwohner einigermaßen unterrichtet. Daß der Osten des reichen, schönen und fruchtbarsten Landes uns jetzt besser bekannt wird, verdanken wir englischen Missionaren, welche dort seit ein paar Jahren ein glänzendes Feld für ihre Arbeiten gefunden haben. Im Herbst 1877 sind unter Leitung des Missionars Mac Farlane nur wieder drei neue Stationen eröffnet worden, worüber wir einem Berichte des genannten, sehr thätigen Glaubensboten das Folgende entnehmen. Die Bevölkerung an der Ostküste Neu-Guineas ist zahlreich, physisch sehr kräftig und den Weißen gegenüber freundschaftlich und freundlich gesinnt, so daß sie die Errichtung von Missionsstationen begrüßt, was völlig im Gegensatz zu den feindseligen Stämmen im Nordwesten und Süden der Insel steht. Mac Farlane, ein anderer Missionar und seine Frau, sowie mehrere auf den benachbarten Inseln für den Missionsdienst ausgesandte Eingeborene begaben sich am 19. Oktober 1877 in Missionschiffe „Bertha“ zunächst nach dem an der Südküste gelegenen Port Moresby und unternahm auf dem flusse Lalaki eine Fahrt ins Innere. Die Bevölkerung zeigte sich intelligent, ihre Dörfer waren ungewöhnlich sauber und nett, ihre Häuser und Canoes wohlgebaut und ihre Plantagen sahen wie wohlkultivirte englische Gärten aus. Alle waren von Becken umgeben, sorgfältig ausgejätet, die jungen Bananen und sonstigen Gewächse in schrägen Linien gepflanzt. Die Bearbeitung geschieht in der Weise, daß zwei Tage gearbeitet und am dritten Tag als Ruhetag gefeiert wird. Ein Theil der Bewohner beschäftigte sich so mit Landbau, während ein anderer Fischerei betreibt und die Frauen täglich auf dem Marktplatz Gemüse und Fische verkaufen. Die erste neue Missionsstation wurde auf der Inselinsel am südlichen Ende Neu-Guineas gegründet. Hier zeigten die Eingeborenen der vortheilhaften Dörfer den Missionaren die an den Häusern hängenden Schädel und gaben ihnen zu verstehen, daß dies die Reste von Feinden seien, welche sie gegessen hätten. Die Missionare aber seien ihre Freunde. Bald entwickelte sich hier ein lebhaftes Bild: das Missionschiff war von Vöten umgeben und das Ufer füllte sich mit lärmenden Wilden, die alle begierig waren, Wandereien zu kaufen. Gemüse, Fische, Keulen, Speere, Schmutzgegenstände, Steinärte, Canoeuber, Fischnetze, alles, was sie befaßen, waren sie bereit, für hartes gutes Wandeseisen hinzugeben. Im Dorfe wurde um den Werth

von wenigen Mark ein Haus gekauft, und als nun die Bewohner eines zahlreich bevölkerten Nachbardorfes darüber neidisch wurden, da auch sie die Missionare unter sich haben wollten, so wurde auch bei ihnen ein Haus gekauft. Am Abend wurde einer der polynesischen Lehrer als Pioniermissionar der Inselinsel feierlich installiert, wobei Mac Farlane mit Hilfe seines Wörterbuchs eine Ansprache hielt. Darauf legte das Missionschiff nach der unterirdischen Fortescue-Strasse und gründete dort an der Mündung eines fließenden abermals eine Station in dicht bevölkelter Gegend. Es wurde ein schönes neues Haus, 10 Meter lang, 3 Meter breit, für die Missionare gemietet und in Gegenwart von 600 Eingeborenen Gottesdienst gehalten, wobei die Eingeborenen sich besonders für den Gesang zu interessieren schienen. Noch eine Station wurde auf der Stacey-Insel am Südpol errichtet, wo die Schwarzen bei Errichtung des Missionshauses hielten, in welchem der Engländer Chalmers und Frau sich niederließen. „Am 4. Dezember, schließt Mac Farlane seinen Bericht, nahmen wir von Chalmers Abschied, indem wir ihn der Fürsorge des Himmels empfahlen. Sollen sich Missionsstationen unter günstigeren Umständen gründen, als diese im Osten Neu-Guineas, Lebensmittel sind gegen Wandeseisen in Menge zu haben und das Klima scheint das gesündeste in allen bekannten Theilen der Insel zu sein.“

Es wird jetzt vielfach die Frage in Ermüdung gezogen, ob man die Straußenzucht nicht in Europa einführen und diesen afrikanischen Nischenvogel wie die amerikanischen Truthähne oder die auch dem Süden entstammenden Fasanen züchten sollte? Jedemfalls ist der Strauß unter allen Vögeln derjenige, welcher am meisten Geld einbringt und in Afrika sind durch ihn Leute binnen ganz kurzer Zeit zu erheblichen Reichthümern gelangt. Denn der Strauß ist nicht mehr ein bloßer Jagdgegenstand sondern die Lulle ganz respektable Einkommen geworden, seitdem man ihn rationell züchtet. Noch vor zwanzig Jahren kamen nur solche Straußfedern in den Handel, welche durch Jagd erzielt waren, jetzt aber hat die Zucht dieses Thieres zumal in Südafrika einen solchen Aufschwung genommen, daß die meisten Federn im Handel von gezüchteten Straußen kommen. Natürlich ist nun auch die Frage aufgeworfen, ob man bei uns in wärmeren Landstrichen den Strauß nicht akklimatisiren könne? Es hat sich nämlich gezeigt, daß dieser afrikanische Vogel, dessen eigentliche Heimstätten man in ganz heißen Länderstrichen vermutete, selbst auf den kühleren Großsteppen und der schneebedeckten Harru Südafrikas lebhaft gedeiht und auch in unseren zoologischen Gärten gut ausfällt. Versuche würden sich immerhin lohnen, da ein Straußenpärchen leicht zu beschaffen ist. Da jeder ausgemessene Vogel im ganzen etwa hundert Federn erster Güte im Jahre liefert, die am Produktionsorte (Port Elisabeth im Kaplande) etwa 10 Mark das Stück kosten, auf europäischen Märkten aber doppelt so viel werth sind, so kann man sich eine Gewinnsliste leicht feststellen. Wo die Strauße gezüchtet werden erhalten sie einen mehr oder weniger weitausläufigen eingezäunten ebenen Raum, in welchem sie bequem umherlaufen können. Gegen Anblitz der Witterung schützt man sie durch Holzstallungen und nur große Masse und feuchter Boden werden ihnen nachtheilig. Haben sich die Vögel auf ihrem Standorte angewöhnt, so legt das Weibchen durchschnittlich zweimal im Jahre je 10 bis 15 Eier, die man in Brütvorrichtungen oder Incubatoren innerhalb sechs Wochen zur regelmäßigen und sicheren Ausbrütung bringt. Die Jungen entwickeln sich verhältnismäßig langsam und ihre Pflege erfordert keine geringe Sorge. Hauptsache ist es wieder, sie vor klimatischen Einflüssen zu schützen und ihnen eine regelmäßige Nahrung von Luzerne, Alee und Kornfrüchten zuzuführen zu lassen. Bei der Fütterung der alten Thiere entfallen alle Umstände, nur darf man nie ihren Futterplatz wechseln. Haben sich die Vögel einmal an einen solchen Umgang, so umstellt man ihn derart mit mannshohen Wäfen, daß nur ein Eingang für ein Thier frei bleibt, durch den es nur mit dem halben Körper eindringen kann, so daß Schwanz- und Flügelenden außerhalb der Wäfenlinie bleiben. Nun tritt man hinzu, erfaßt jede der einzelnen Federn, die abzunehmen sind, am Kiel und schneidet sie mit einer scharfen Schere zwei Zoll über der Wurzel ab. Das Ausziehen ist unangenehm, da es dem Thiere Schmerzen verursacht. Was die steigende Production dieses Artikels in der Kapkolonie anbetrifft, so genügt es hervorzuheben, daß 1804 17,873 Pfund im Werthe von 1,634,000 Mark, 1874 dagegen 36,829 Pfund im Werthe von 4,112,000 Mark zur Ausfuhr gelangten. Der durchschnittliche Werth einer schönen Feder beträgt in Europa 20 Mark. Der Gewinn, der aus einer Straußenfarm erzielt wird, ist ein ganz beträchtlicher und das Anlagekapital ist unbedeutend zu nennen gegenüber dem großen Ertragnisse.

Während der Pariser Weltausstellung konnte man jetzt sehen, mit welcher Geschicklichkeit und Solidität japanische Handwerker die Baustücke herstellten, in denen die aus Japan gefandten Industrieerzeugnisse aufgestellt wurden. Klüsterne, ruhige und fleißige Leute erwarteten sie sich die Anerkennung aller derjenigen, welche mit ihnen zu thun hatten oder die ihr Treiben beobachteten konnten; vorthellhaft schieden sie ab gegenüber so vielen europäischen Arbeitern auf demselben Plage, die in Freistunden und Trinken erkleckliche leisteten. Nun schreibt jetzt Herr S. Brunton, der in Japan Eisenbahnen und Häuser gebaut hat, daß er die Japanesen als Handwerker nicht genug loben und selbst für Europa empfehlen könne. „Die Leute konnten, als sie mir unterstellt wurden, nicht ein einziges europäisches Werkzeug und doch habe ich mit ihnen vierzig Staatsgebäude in Japan aufgeführt, die mit allen europäischen die Konkurrenz bestanden. Ich stellte einen europäischen Werkmeister an, dem ich 50 einheimische Zimmerleute übergab und bald waren seine Schüler so weit, daß ich sie fast alle wieder als Werkführer benutzen konnte, so geschickt und geschäftig benahmen sie sich. Ich glaube auf einen Auf aus Europa würden massenhaft tüchtige Arbeiter aus Japan dorthin strömen, so begierig sind sie unsere Erfahrungen sich zu eigen zu machen und unter Land lernen zu lernen. In Japan erhalten die Leute täglich 1¹/₂ bis 2 Mark Lohn, wobei sie müdtern, fleißig, frohlich arbeiten und vor allem tolerant und fügsam, ohne Strikgebarden und socialistische Phantasien sind. Ich bin überzeugt, daß man sie mit Erfolg in Europa verwenden könnte, man müßte aber 3. B. den Zimmerleuten ihre eigenen Instrumente lassen, mit denen sie übrigens dasselbe leisten, als wir mit den unsrigen.“